Zeitschrift für Individualpsychologie

Studien aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von

Dr. med. Alfred Adler, Wien

Dr. phil. Carl Furtmüller, Wien

Dr. med. Charlot Straßer, Zürich

I. Band, 4. und 5. Heft — Juli, August 1914

Inhaltsverzeichnis

Preis: Jährlich 12 Hefte M. 12.—. Das einzelne Heft M. 1.—

Verlag von Ernst Reinhardt in München


INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY BERLIN

Der psychische Mechanismus der Dementia praecox.

Von Dr. med. Vera Straßer-Eppelbaum (Zürich).

Jedem, der die Dementia-praecox-Kranken verfolgt, treten zwei Arten von alterierten Symptomen entgegen:

Ich meine einerseits Erscheinungen, die sich nicht abgrenzen lassen, die im Grunde das ganze Ich des Kranken bilden, den Gesamtkranken, die man eigentlich in der Symptomatologie prognostisch verwertet, von denen die Krankheit ihren Namen trägt: Die Demenz. Sie schreitet von Tag zu Tag fort und ist eine in ihren kleinen Fortschritten nicht konstatierbare, sozusagen nicht greifbare, psychische Verarmung, eine Veränderung des ganzen Ichs zur gesamten Außenwelt. Dieser Begriff der Demenz der Dementia praecox schließt den Autismus als zentralen Inhalt ein.

Andererseits meine ich Erscheinungen, die sonst vom Menschen verwendet werden, um allgemein den Nebenmenschen nach Analogien zu beurteilen und zu verstehen, von denen aus man Rückschlüsse auf das Wesen der Gesamtpersönlichkeit machen kann, Symptome, die auch dem Laien auffallen, die sich von selbst oder konstruktiv abgrenzen lassen, die nicht allmählich ineinanderfließend und dadurch erst nach längerer Zeit bemerkbar werden, sondern plötzlich, eruptiv, gelegentlich anfallsweise, gleichsam wie abgelöste Teile auftreten, die scheinbar zur Gesamtpersönlichkeit keine Beziehungen haben, aber, wie das im weiteren zu zeigen versucht wird, dennoch vom Ganzen abgeleitet werden müssen, sozusagen im Dienste des Ganzen stehen. Diese Symptome liegen gleichsam an der Peripherie, wie zum Beispiel die schizophrenen Assoziationen und die sogenannte Inkongruenz der Affekte. Auch die Ambivalenz kann dazu gerechnet werden.

Bei jeder Einteilung der Symptome der Dementia praecox kann man das Konstruieren nicht umgehen. Meine Absicht, daß auch ich hier damit anfange, der Überfülle der schon gemachten Einteilungen noch eine neue hinzuzufügen, geht weder dahin, Ordnungen und Unterordnungen nach der Kompliziertheit und Einfachheit der Symptome zu schaffen, noch, den Symptomen eine primäre oder sekundäre Bedeutung beizumessen, sondern höchstens eine Konstruktion im Sinne der unmateriellen Psychologie aufzustellen und die Symptome der Dementia

praecox vor allen Dingen von dem einen Standpunkte aus zu betrachten, von dem aus das psychische Gesamtbild der schizophrenen Krankheitseinheit, die Gesamtzusammenhänge der Symptome mit dem Grundcharakter nicht aus den Augen verloren werden können und von dem aus sich alle die abgrenzbaren, leicht bemerkbaren Symptome, die sich gleichsam im Austausche zwischen den in sich abgeschlossenen Kranken und der Außenwelt befinden, aus dem Ganzen deduzieren lassen.

Die Unverständlichkeit, das große Geheimnis, das die Dementia praecox uns darbietet, sowie die naturwissenschaftliche Methodik in der Psychologie haben dazu beigetragen, daß verschiedene Autoren verschiedene Ausgangspunkte wählten und von ihnen aus Grundlagen konstruierten, um weiter auf diesen hypothetischen Grundlagen (die ihrerseits wiederum zu Ausgangspunkten wurden, damit für die unverständlichen, psychischen Gebilde Kombinationsmöglichkeiten erhalten werden sollten), den Kausalitäten des psychischen Geschehens nachforschen und weitere Kausalitätsgesetze und Analogien aufstellen zu können und fernerhin mit ihnen als wie mit dinglichen, materiellen Tatsachen zu operieren. Man übersah dabei, daß man als Ausgangspunkte eben jene oben erwähnten, peripheren Symptome gewählt hatte, die wir im täglichen Leben nicht einmal immer benutzen können, um nach erworbenen Analogien die Handlungen eines anderen kausal zu verstehen.

Halten wir daran fest, daß bei der Dementia praecox der ganze Charakter verändert, das Gesamtverhältnis zur äußeren Welt ummodelliert, wie anders gestaltet ist, so scheint es schon unmöglich, als primär das zu bezeichnen, was der gesamte Mensch, die Person, um in einem Austauschverhältnis mit der Außenwelt sich zu befinden, sich in den Dienst gestellt und sogar mechanisiert hat, nämlich die Assoziationen. Sie sind doch lediglich Austauschmittel. Die von innen heraus, aus dem ganzen Persönlichkeitsgebilde mit seiner Vergangenheit und seinen zukünftigen, gebauten und vorgebauten Zielen und Plänen zu verstehende Assoziationstätigkeit ist bei der Dementia praecox nicht gestört. Die Assoziationstätigkeit, das objektiv logische Denken, hat seine Voraussetzungen darin, daß es Zeit, Raum und den Nebenmenschen berücksichtigt. Sie geht aber in der Dementia praecox vielleicht nach einer subjektiven Logik, welche dann die genannten objektiven Merkmale ausschließt. Sie braucht, von diesem Standpunkte aus, materiell, an sich, nicht gestört zu sein. Im übrigen gehen viele Assoziationen bei sogar fortgeschrittenen, bedenklichen Krankheitsfällen ihren normalen Weg. Außerdem wissen wir, daß bei einem und demselben Kranken

einmal sehr komplizierte Assoziationsvorgänge ausfallen können, dann wieder, daß ganz einfache Assoziationen nicht vorhanden sein, während die komplizierteren oder solche, die früher oder überhaupt nicht vorhanden waren, nun auf einmal auftreten können.

Auch die Affektivität als etwas Primäres zu bezeichnen, scheint mir bedenklich. Dazu sind uns eigentlich die Affektwirkungen beim Normalen nicht in genügendem Maße bekannt. Wir sprechen zwar von einem Affekthandeln oder davon, daß es sogar kein Handeln ohne begleitende Affekte gebe, aber im Grunde teilen wir dieserweise nur in Begriffe ein, um in das Gesamte eingeführt zu werden. Affektivität kann doch nicht für sich frei flottieren, so daß man ihr primäre Eigenschaften zuschreiben dürfte. Die Affektivität ist ein Elementarbegriff. Der Begriff der Affektivität aber, von dem angenommen wurde, daß er frei flottieren könne, entstand infolge davon, daß wir wissenschaftlich zu sehr gewohnt sind, die menschlichen Lebensäußerungen und Handlungen zu zergliedern.

Die Affektivität darf niemals losgelöst, für sich allein beobachtet werden, sondern muß immer als durch und durch mit der ganzen Persönlichkeit, mit der ganzen schöpferischen Aktion, gleichgültig, ob letztere persönliche oder allgemeine Werte in sich schließt, verbunden werden.

Wenn die Affektivität der Dementia praecox als frei flottierend, als ob sie ein abgesondertes Leben führte, erscheint, geschieht es deswegen, weil dem Beobachter gerade der Zusammenhang, die logischen Wechselwirkungen zwischen diesen abgesonderten Affekten und der Außenwelt fehlen. Uns können Triebregungen und Triebhandlungen nur dann normal erscheinen, wenn wir ihren logischen Zusammenhang, ihre Kausalverbindungen kennen. Bei der Dementia praecox ist nur die sogenannte Austauschaffektivität anders; das Affektivitätsverhältnis aber zum eigenen Ich, gleichviel, ob es dem Beobachter für den zu beobachtenden Fall zweckmäßig oder unzweckmäßig erscheint, ist erhalten. So, wie das normale Handeln häufig dem Zuschauer nutzlos und inkonsequent vorkommt, während es sich doch beinahe starr dem nächstliegenden Ziele des Beobachteten zuwenden kann.

Außerdem endlich gilt es für die Dementia praecox als feststehende Tatsache, daß eine Zeitlang fehlende Affektivität unter Umständen völlig wieder vorhanden sein kann, auch dies, wie alle die oben angeführten Erwägungen, ein weiterer Grund, daß man die Affektivität nicht als etwas Primäres im Krankheitsbild der Schizophrenie betrachten soll.

Unser Ziel ist, dem psychischen Mechanismus der Dementia praecox näher zu kommen, uns diesen zu vergegenwärtigen und den Versuch zu machen, ihn zu verstehen. Als Basis dafür genügen uns die momentanen Ausdruckserscheinungen nicht. Gerade die Unverständlichkeit der Dementia praecox, die eigenartig erscheinende Zusammenhangslosigkeit der Symptome mit der Totalität der Psyche geben uns die Möglichkeit zu der uns gewohnten, schematisierenden Beurteilung nicht, aus körperlichen und psychischen Äußerungen und Zustandsbildern wie beim Normalen auf die gesamte Psyche Rückschlüsse zu ziehen. In der Lehre von der Dementia praecox hat sich vor allem ergeben, daß bei der größten Anstrengung der Psychologen, den Kranken nach Möglichkeit als Subjekt zu behandeln, er doch als Objekt betrachtet wurde, das heißt, daß man nur denjenigen Teil an ihm erfaßte, der im Austausche mit der Außenwelt sich befand. Die peripher liegenden Austauschsymptome sind es aber gerade, die uns unverständlich erscheinen. Bei der Dementia praecox darf die historische Struktur der Psyche, die Ichkontinuität, deren Wege, Ziele und Spannungen erfaßt sein müssen, nicht aus dem Auge gelassen werden. Diese Ichkontinuität findet ihren Ausdruck bei der Dementia praecox in ihrer stets sich vorwärts bewegenden, abnehmend sich erneuernden, mehr und mehr von der Welt sich abwendenden Tendenz, der Demenz. Es klingt fast paradox, die Demenz, die man beim Kranken nicht sieht, sondern beständig ahnt, und welche man als Folge der Erkrankung betrachtet, als Auftakt und Introduktion erkennen zu müssen.

Was haben wir nun eigentlich unter der Demenz der Dementia praecox zu verstehen? Wir wissen, daß es nicht das nämliche ist, wie die Demenz bei den organischen Kranken. Weder haben wir es mit Verlust von Erinnerungsbildern, noch mit Gedächtnisstörungen zu tun. Alle Funktionen, die geprüft sein können, sind intakt. Die Demenz ist dasselbe, wie die ganze Dementia-praecox-Person, wie die Krankheit überhaupt und drückt eine besonders charakterisierte Stellungnahme zur Außenwelt aus. Die Demenz ist eine Art Erkrankung an der Welt. Die Kulturwelt verlangt vom Menschen eine gewisse Anteilnahme an ihr und eine entsprechende Betätigung. Beide mangeln der Dementia praecox. Das Gesamte der Dementia praecox zeigt ein anderes oder gar kein Verhalten zu der gesamten Welt. Dieses andere Verhalten zur Außenwelt läßt sich schon in die frühere Kindheit zurückführen. Wenn auch die eigenartige Kindheit von allen Dementia-praecox-Forschern betont wurde und sogar in die Symptomatologie genommen wurde —

aber auch nur in die Symptomatologie —, so hat man doch den praecox-dementen Charakter in diesem Sinne als Zentrum wenig berücksichtigt. Wohl nahm man des fertig modellierten Charakters Symptome in Betracht, nicht aber die kontinuierliche Modellierarbeit des Kindes an seinem eigenen Charakter unter den Wechsel- und Einwirkungen der Außenwelt.

Die Demenz der Dementia praecox ist das nämliche, wie ein anderes Weltempfinden und demnach auch dasselbe, wie ein anders modellierter Charakter.

Dem neugeborenen Kinde steht die Welt, die ihm den Kampf noch nicht aufgezwungen hat, als Wunder gegenüber. Der Ausdruck des Kindes, das ins Licht schaut, enthält etwas von einer undefinierbaren Verwunderung. An einer Analogie gemessen, möchte man von religiösem Staunen reden. Das Kind nimmt die Welt in jeder Beziehung restlos an, geht in ihr auf. Das Verwundern aber bedeutet an sich schon Besitz von Werten. Durch Stöße der Kultur und Kulturentwicklung erwacht der Begriff der Realität in ihm und es kommt Nehmen und Geben, Anziehen und Abstoßen, Wählen und in der Folge davon Sichselbstabmessen an der Umgebung und das Empfinden eines gelegentlich feindseligen Charakters der Welt hinzu. Ein Teil der Verwunderung, der gesammelten Werte, wurde in diese obigen Begriffe umgewertet; ein anderer Teil der vom Tage der Geburt an sich angesammelt habenden, widerstandslos empfangenen und absolut angenommenen Werte bleibt auch nach der Umwertung still, verborgen, latent. Dieses im Kinde Latente, sich in ein allgemeines Weltempfinden auflösende, aufgehende Verwundern hat durch die Entwicklung der materiellen Kulturbegriffe eine Wandlung erlitten, die sich im Kinde als Machtsteigerung äußert. In ihr liegt die Erhöhung des Persönlichkeitsgefühles mit dem von vornherein angedeuteten Persönlichkeitsideale inbegriffen. Diese Machtsteigerung tritt dann in verschiedenen Varianten als Ersatz für das primäre, undefinierbare Verwundern, für das gleichsam religiöse Staunen, dieser allgemeinsten psychischen Basis, auf.

Das Kind freilich, das von uns psychologisch erfaßt werden soll, hat schon irgendeine Einstellung zur Welt gefunden. Das praecoxdement veranlagte Kind tritt uns geradezu in einer in sich abgeschlossenen oder in einer offensichtlich feindseligen Einstellung gegenüber. Davon geben uns im Grunde aber auch alle Krankengeschichten von später manifest praecox-dement gewordenen Patienten Zeugnis. Die

auffallenden Charakterzüge der Dementia-praecox-Kinder sind Zurückgezogenheit, Reizbarkeit, wache Träume. Während Reizbarkeit die Feindseligkeit schon in sich enthält, weisen Zurückgezogenheit und wache Träume auf ein Sichabschließen von der Außenwelt, ohne selbstverständlich die Feindseligkeit zu elliminieren, hin. Alfred Adler hat für die Ausbildung eines nervösen, feindselig eingestellten Charakters die geläufigsten Leitbahnen meisterhaft dargestellt, sowie, daß die nämlichen Wege des Sichmessens, des Empfindens eines feindseligen Charakters der Welt, Aufwerfens eines Leitbildes, um zur Überlegenheit zu gelangen, des Herausbildens von Fiktionen zu symbolischen Erfolgen, auch vom Psychotiker betreten werden. In der Dementia praecox führte dieses Sichmessen, diese Aggressionsstellung zur Demenz. Sie ist das nämliche, wie ein anderes Weltempfinden und demnach auch dasselbe, wie ein anders modellierter Charakter, dessen schließliches Ziel darin läge, sich von der Welt gänzlich abzuwenden.

Man kann in der Dementia praecox die Abwendung von der Welt vornehmlich nach drei Formen beobachten:

Es gibt zunächst einmal Kranke, die, wenn man sie vom Augenblick an, da sie auf die Welt kamen, verfolgt, die Welt zuerst in sich auf- und anzunehmen scheinen. Darauf folgt als nächster Schritt in ihrer Entwicklung das Sichmessen an der Realität und führt zum Aufbau der Ziele. Der Aufbau der Ziele führt bereits zu Kämpfen. Erfolgloser Kampf führt zur Ohnmacht, Abwendung von der Realität und Beschränkung des ganzen Lebens auf die in das Ziel gelegte Welt.

Zweitens gibt es Kranke, deren Entwicklung bis zum Sichmessen und Bauen des Zieles die nämliche ist, wie eben geschildert; dagegen kommt es beim Aufbau des Zieles nur zur Kampfstellung, nicht aber zu Kämpfen. Auch hier erweist sich der Patient der Realität gegenüber ohnmächtig, nur, daß er, statt mit der Realität in Konflikt zu geraten und eine andere, sich selbst entsprechendere Welt zu formen, mit der Realität mitgeht, in dieser Weise nicht mit ihr rechnet und in einer gewissen Wurstigkeit dahinvegetiert. Ich möchte das Ziel dieser Fälle als dasjenige der Ziellosigkeit bezeichnen.

Um uns die Psychologie der beiden eben geschilderten Typen von Dementia-praecox-Fällen zu vergegenwärtigen, müssen wir sie uns als in der Endlichkeit abgegrenzt, von der Realität, die sich störend aufdrängt, beengt vorstellen. Beide bildeten sich im Verlaufe des Kampfes aus, wenn auch der zweite Typus seinen Rückzug dadurch gefunden

hatte, daß er insofern mit der Realität sich aussöhnte, um in der Welt ziel- und planlos, infolgedessen auch für sein Tun unverantwortlich, dahinleben zu können.

Es gibt aber drittens Fälle, die einen feindseligen Charakter der Realität nicht zu empfinden scheinen; sie leben gleichsam der Unendlichkeit, dem Glauben; sie marschieren nicht gegen die Realität, sondern gehen mit ihr; sie gleichen darin den reinen Glaubensmenschen; das Gehässige des Menschen zur Welt und der Welt zum Menschen ist ihnen nicht bekannt. (Ich denke dabei an den Fall Fox, den James in seinem Buche: Die Vielgestaltigkeit des religiösen Erfahrens, beschrieben hat.) Viele dieser Fälle wurden und werden uns nicht als krank bekannt gegeben, weil sie in Zeiten anderer religiöser und kirchlicher Anschauungen wirkten, und andererseits, weil sie durch ihre Kampflosigkeit kein sozial störendes Element waren und sind.

Alle Fälle der Dementia praecox wären unverständlich, wenn wir ihre Psyche aus „einfachen" Symptomen aufbauen wollten, um sie dergestalt zu verstehen. Gehen wir aber von „zusammengesetzten" Symptomen, für die Dementia praecox also von der für sie spezifischen Einstellung zur Welt aus, so scheint mir, müßte man daraus die übrigen Symptome individualpsychologisch deduzieren können. Der Autismus fügt sich von selbst in den Begriff der Einstellung zur Welt, in unsere Auffassung von der Demenz der Dementia praecox. An den Terminus „Demenz" hielt ich mich, weil er für die Dementia praecox der weiteste Begriff, welcher die ganze Einstellung zur Welt, den Gesamtbegriff der erkrankten Person und ihrer Wechselbeziehungen nach außen in sich birgt, ist.

Diese Einstellung zur Welt, dieses eigentlich Undefinierbare an der Dementia praecox haben andere Autoren in verschiedenen Teilstücken zu schildern und zu verstehen versucht. Deswegen sprechen sie von Bewußtseinszerfall, von Dissoziation und von Spaltung der Persönlichkeit.

Auf die Deduktion der Assoziations- und Affektstörung von der besonderen Einstellung zur Welt habe ich schon zu Anfang hingewiesen. Mit dem veränderten Interesse an der Welt bis zum absoluten Nihilismus dieser Interessen brauchen die Affektivität und mit ihr die Assoziationen keine Beziehungen mehr zur Welt zu unterhalten und scheinen inkongruent. Affekte und Assoziationen stehen nur im Dienste der in sich abgeschlossenen Person und nur in ihrem Dienste.

Aufmerksamkeit setzt gleichfalls Interesse an der Außenwelt voraus. Auch die Aufmerksamkeitsstörung bei der Dementia praecox

ist ableitbar aus dem alterierten Interesse an der Realität. Dabei ist zu beachten, daß dort, wo die Aufmerksamkeit den Gedankensystemen der in sich abgeschlossenen Dementia-praecox-Person dient, sie völlig erhalten sein kann.

Müßte man vielleicht die Ambivalenz als Folge der einfachen Symptome, der Assoziations- und Affektstörung verstehen? Daß die Dinge gegensätzliche Werte haben, erklärt doch nichts für die Ambivalenz der Dementia praecox. Wäre der Mensch als ein in sich vollständig abgeschlossenes, alleiniges Wesen auf die Welt gekommen, so müßte er immer mit sich selbst einverstanden sein. Er hätte die Ambivalenz nicht kennen gelernt. Da er jedoch die Welt als gleichsam anderes Wesen sich gegenübergestellt sieht, ergibt sich aus dieser Beziehung das Ja-Nein. Für die Dementia praecox ist die Welt eine Durchgangsstufe zurück zum eigenen Ich. Dabei denke man nicht an die „Regression". Ich meine ein Zurückgehen mit progressiven Tendenzen. Sie hat das Ja-Nein nicht nur erlernt, sondern es wird ihr zum Konflikt. Der Praecox-Demente verspürt wie niemand die Gegensätze, welche die Welt als anderes Wesen mit sich bringt, in sich. Dadurch, daß er sich den Gegensätzen nicht anzupassen vermag, keinen Ausgleich zu finden versteht, werden sie für ihn verstärkt. Seine Ambivalenz ist so, als ob in ihm er selbst und dazu das Aufdringliche der Welt sei. Adler sagt: „Das Denken in schroffen Gegensätzen ist also allein schon ein Zeichen der Unsicherheit." Ambivalenz ist eines der vielen Produkte aus dem stabil gemachten Konflikte mit der Außenwelt.

Wenn die Ambivalenz in sich das Ja-Nein enthält, so ist der Negativismus eine Teilerscheinung und enthält das momentane Nein, den momentanen Gegensatz. Negativismus ist ein für jeden einzelnen Augenblick betontes Ablehnen der äußeren Welt, ein betontes Sichabschließen und birgt den krassesten Trotz gegenüber der Realität in sich. Auch die Unsicherheit und Voraussetzung der Feindseligkeit der Außenwelt ist in ihr enthalten.

Meine Auffassung über ein von der Totalität des Seelenlebens abgeleitetes Verstehen weiterer Symptome der Dementia praecox hoffe ich bei anderer Gelegenheit in den Spalten dieser Zeitschrift darzulegen.

Dilthey sagt: „Der einzelne Vorgang ist von der ganzen Totalität des Seelenlebens im Erlebnis getragen und der Zusammenhang, in welchem er in sich und mit dem Ganzen des Seelenlebens steht, gehört der unmittelbaren Erfahrung an."

Die Arbeitsunfähigkeit des Nervösen.

Von Dr. L. Erwin Wexberg (Wien).

Es wäre, wenn nicht theoretisch, so doch praktisch wohl gerechtfertigt, Nervöse und Gesunde prinzipiell für den Erfolg ihres Tuns und Lassens unbedingt haftbar zu machen. Gewiß wird uns der gesunde Menschenverstand davor bewahren, jemanden für Schicksalsschläge die Verantwortung tragen zu lassen. Immerhin aber kann jenes Prinzip dazu dienlich sein, die Erscheinung des „Pechvogels" aus dem Bereich des Aberglaubens in das der Psychologie zu rücken, und ein hartnäckiges Mißtrauen gegen die fatale Häufung von Unglücksfällen wird als heuristischer Grundsatz dazu führen, daß man jene Menschen erkennt, die ihrem Mißgeschick nachlaufen, um ihre Selbstachtung zu retten: denn solange sie vom Unglück verfolgt werden, ist über ihre sozialen und persönlichen Werte noch nichts entschieden. Eine tiefwurzelnde Unsicherheit aber zwingt sie, diese Entscheidung zu fürchten und immer wieder hinauszuschieben. So werden wir ihnen auf die Finger sehen mit dem Vorurteil, daß auch sie jene Fertigkeit im „Corriger la fortune" erworben haben, die eigentlich jeder geistig vollwertige Mensch besitzt, und daß ein dauerndes „Pech" im Leben des Individuums weder Schicksalstücke noch Zufall sein kann. Die Wirksamkeit äußerer Ereignisse ist nur in der Jugend und im höchsten Alter ganz groß, dazwischen tritt sie nur selten hervor und geht rasch vorüber — der Grad der Nachwirkung aber wird schon vom individuellen Ziel bestimmt, ist also nicht mehr Schicksal, sondern Wille und Persönlichkeit. — Es ist klar, daß diese Feststellung die Grundvoraussetzung einer Individualpsychologie bilden muß, im Gegensatz zur Psychophysik, welche gerade die Wirksamkeit äußerer Momente registriert.

Jene Zeit der Selbstbestimmung nun, die zwischen der hilflosen Kindheit und dem hilflosen Alter liegt, können wir unter dem Aspekt der Arbeitsfähigkeit betrachten. Wir müssen dabei die Arbeit als sozial-ethische Forderung gelten lassen und haben in solchen Fällen, wo diese Forderung nicht erfüllt wird, zu entscheiden, ob der Arbeitswille oder die Arbeitsfähigkeit fehlt. Ist nun die nervöse Arbeitsunfähigkeit als solche anzuerkennen, oder muß man in solchen Fällen von nervöser Arbeits*scheu* sprechen?

Denjenigen Ärzten, die die Geringfügigkeit der körperlichen Ursachen der Neurasthenie erkannt haben, kann die Lösung jener Frage nicht zweifelhaft sein: da nichts und niemand den Patienten hindert zu

arbeiten, so kann seine Untätigkeit nur eines bedeuten: er will nicht arbeiten, und nur seine nervösen Symptome erwecken den Anschein, als könnte er nicht. Der Schluß ergibt sich von selbst, daß seine Symptome dazu dienen, jenen Schein der Unfähigkeit zu wecken. Mancher Arzt glaubt damit seine ärztliche Funktion erledigt zu haben; nun wird er Ethiker, und indem er ohne weiteres die eigene Erkenntnis bei dem Patienten als selbstverständlich voraussetzt, glaubt er der Therapie enthoben zu sein: die medizinische Frage ist beseitigt, und den moralisch Defekten kuriert man nicht, sondern man verachtet ihn. Daß z. B. die „rationelle Psychotherapie", die Duboische Persuasion, nur eine feinere Form der Verachtung ist, wird sicher zuerst vom Patienten verstanden.

Alle Versuche, das ethische Pathos zur Heilung der nervösen Arbeitsscheu zu verwerten, müssen fehlschlagen, und das aus einem Grunde, den uns Adler kennen gelehrt hat: die Neurose, dieses ganze System von Sicherungen und Konstruktionen, das uns in der Form von Symptomen vorliegt, ist nichts anderes als eine Schutzwehr gegen eben jene moralischen Vorhalte, die sich der Patient selbst machen müßte, dürfte er sich nicht als „krank" betrachten. Es sind mehr oder weniger gelungene Versuche, sich unverantwortlich zu machen. Der Arzt nun, der all dies ignoriert oder kurz abtut und den Patienten vom ethischen Standpunkt so beurteilt, als ob er nicht krank wäre, tut ihm unrecht, auch wenn er recht hat. Denn nicht die Erkenntnis der sittlichen Forderung ist es, die dem Nervösen fehlt. Eben daß er diese anerkennt und doch so handelt, als gälte sie ihm nichts, unterscheidet ihn vom Kriminellen und vom moral insane. Tritt nun der Arzt dem Patienten als Moralprediger entgegen, so wird der Patient sicher zu dem Schlusse kommen, der Arzt verstehe ihn nicht, er sei herzlos und grausam, weil er einen hilflosen Kranken zur Arbeit zwingen wolle. Mit einem Wort, der Patient wird in logischer Fortsetzung seines Wahnsystems und mit einem Schein von Recht die moralischen Vorwürfe dem Arzt zurückgeben, um auf die Art seinerseits mit diesem Angriff auf seine heiligsten Güter fertig zu werden. Nichts hindert ihn, nach dieser Störung wieder ins alte Geleise zurückzukehren.

Babinski hält die Hysteriker für „Halbsimulanten" und spricht damit eine weitverbreitete und im wesentlichen richtige Meinung aus. Aber liegt nicht ein gut Teil Selbstgerechtheit, ein gut Teil Pharisäertum darin, daß man immer wieder geneigt ist, die Neurose nicht als halbe, sondern als ganze Simulation aufzufassen und mitzuverstehen? Wir

müssen bedenken, daß keinem von uns jene kleinen Kunstgriffe innerlich ganz fremd sind, die uns im einzelnen Fall der Verantwortlichkeit entheben sollen — man nennt sie Ausreden und Vorwände, die andern lächeln oder tadeln, wir aber haben das gute Gewissen dabei. Der überanstrengte Kaufmann, der am Abend „Erholung" und Zerstreuung sucht und zu diesem Zweck ein verrauchtes, lärmendes Vergnügungslokal aufsucht — man sollte glauben, daß er sich im Bette viel besser erholen würde. Aber er „braucht" die Zerstreuung, und wir gönnen sie ihm, auch wenn wir verstehen, daß sie anderen Zielen dient als der Erholung nach schwerer Arbeit. Und welch ein Mißbrauch wird überhaupt mit diesen Begriffen „Erschöpfung" und „Übermüdung" getrieben! Der eine verwendet sie, um das Maß seiner Arbeit so weit zu beschränken, als es ihm beliebt; der andere, um mit dieser Entschuldigung abends seine Angehörigen ungestraft quälen zu können. Der dritte endlich — und das sind jene Fälle, die zum Arzt kommen —, um zu beweisen, daß er zur Arbeit nicht geschaffen ist und sich eine soziale Ausnahmsstellung zu sichern, oder um die Zeit zu vertrödeln, aus Angst vor Niederlagen.

Von den zahlreichen Fällen dieser Art will ich über einen kurz berichten, bei dem jene Mechanismen in zwei Unterredungen deutlich zutage traten.

Der Patient war ein schwächliches Kind, litt schon in früher Jugend häufig an Erkrankungen der Atmungsorgane. Er wuchs, wie er erzählt, unter glänzenden äußeren Verhältnissen auf; sein Vater war ein reicher Grundbesitzer und ließ dem einzigen Kinde zugleich mit den Vorteilen des Landlebens eine sorgfältige Erziehung zuteil werden. Die Mutter des Patienten scheint eine nervöse Frau zu sein, sie habe, so versichert er, durch ihre Verschwendungssucht den finanziellen Ruin der Familie verschuldet. Bis zu des Vaters Tode aber lebte der Knabe als der Sohn und Erbe eines reichen Mannes, der offenbar all seine Hoffnungen auf dieses einzige Kind gesetzt hatte; der Patient sollte später einmal die Güter übernehmen und das Vermögen der Familie ganz allein verwalten. Vor dieser Aufgabe scheint der schwächliche, unsichere Knabe zurückgeschreckt zu sein, sobald er seine Stellung als „Thronfolger" erkannte. Denn schon in frühester Jugend hatte er unangenehme Empfindungen bei dem Gedanken, daß man in irgendeiner Sache *mit ihm rechnete*. Diese Angst vor jeder Verpflichtung, die offenbar dem Gefühl entsprang, daß er solchen Aufgaben nicht gewachsen sei, zieht sich nun merkbar durch sein ganzes

Leben hindurch. Und so ging er schon frühzeitig daran, die Pläne seiner Eltern zu durchkreuzen. Er, der für einen eminent praktischen Beruf bestimmt war, neigte in ungewöhnlich frühem Alter philosophischen und religiösen Spekulationen zu. Er erinnert sich, in seinem 11. Jahre eine Zeit der Grübelsucht gehabt zu haben, und ein Grübler ist er wohl immer geblieben. Als er dann aufs Gymnasium kam, war er schon, gegen den Willen seiner Eltern, entschlossen, zu studieren und Musik und Psychologie zu seinen Lebensberufen zu machen. Doch nach der vierten Gymnasialklasse wurde er auf die Handelsakademie geschickt, und in dieser Zeit erst scheinen schwere Symptome aufgetreten zu sein, Hemmungen beim Denken und beim Arbeiten, und ein ebenso tiefes wie affektiv verstärktes Interesse für Psychologie und Philosophie. Das Resultat seiner Grübeleien war, daß er, der Abkömmling einer vornehmen jüdischen Familie, er, der „Thronfolger", nach Absolvierung der Handelsschule aus Überzeugung zum Katholizismus übertrat. Dies scheint die einzige aktive Feindseligkeit gegen den Vater gewesen zu sein. Alles, was er von nun an unternahm, war passiver Widerstand. Zunächst sah man deutlich seine Tendenz, den Schritt aus der Schule ins Leben hinauszuschieben. Dank seiner Interesselosigkeit und Untauglichkeit für praktische Arbeit setzte er es durch, daß er sich privat auf die Maturitätsprüfung vorbereiten durfte. K n a p p v o r der Prüfung aber erkrankte er an neurasthenischen Symptomen schwererer Art, die von den Ärzten als Erschöpfungszustand aufgefaßt wurden, und so wurde ihm das Studieren verboten. Damit war nun ein solcher Schicksalsschlag gegeben, den er in alle Zukunft verantwortlich machen konnte: wenn nicht jene fatale Krankheit gewesen wäre, dann hätte er die Prüfung gemacht, hätte Musik und Philosophie studiert, und wer weiß, was aus ihm noch geworden wäre! In Wahrheit sind uns solche Erkrankungen vor einer entscheidenden Prüfung aus vielen analogen Fällen wohlbekannt. Daß neurasthenische Symptome in einem solchen Zeitpunkt gewöhnlich als Erschöpfungszustände bezeichnet werden, gibt dem Patienten, der in seiner Angst vor der Entscheidung nach einer Zuflucht, einer Ausflucht sucht, den ersehnten Stützpunkt, die ersehnte Unverantwortlichkeit. Nicht die Angst vor der Prüfung war es, die unseren Patienten in die Krankheit trieb: was er fürchtete, war das, was nachher kommen sollte: der Beweis für seine Fähigkeiten, die V e r p f l i c h t u n g zu Leistungen auf jenem geistigen Gebiet, das er sich selbst gewählt hatte. Da er aber seiner nicht sicher sein konnte, blieb ihm fast nichts mehr übrig,

als krank zu werden. Hierauf besuchte er auf den Rat der Ärzte eine landwirtschaftliche Akademie, ohne Lust, mit ungeheuren Hemmungen bei der Arbeit, aber mit einer Art von tückischem Gehorsam gegen die Eltern. — Als er 24 Jahre alt war, starb sein Vater, und bei der Testamentsvollstreckung ergab sich, daß die Hälfte des Vermögens von Gläubigern in Anspruch genommen wurde. Alles erwartete nun, daß der erwachsene Sohn die Führung der Geschäfte in die Hand nehmen, und daß er sich bemühen werde, die Verschwendungssucht der Mutter, die an allem schuld war, einzudämmen. Nichts davon geschah. Der Patient ist heute noch empört darüber, daß man mit ihm, dem Kranken, überhaupt rechnen konnte. Die Erschütterung über den Tod seines Vaters verschlimmerte seine Nervosität noch mehr, und die Zwangsverwaltung des väterlichen Erbes bewilligte ihm einen Sanatoriumsaufenthalt. — Darauf versuchte er es mit einer kaufmännischen Stellung, gab sie bald wieder auf, kehrte wieder auf die Landwirtschaftsschule zurück, und so ging es weiter, unter fortwährenden Hemmungen durch Zwangsgrübeln, bis schließlich die Mutter und wohl auch er den letzten Rest ihres Vermögens verbraucht hatten. Seine Mutter wird nun von ihren reichen Verwandten erhalten, er selbst steht seit zehn Jahren — er ist jetzt 37 Jahre alt — allein in der Welt und bringt sich kümmerlich in ganz kleinen kaufmännischen Stellungen fort. Zu einträglicheren Beschäftigungen ist er durch seine Zwangsideen unfähig: inmitten der Arbeit kommt ihm der Gedanke: „Es hat ja doch keinen Sinn“, oder: „Der Chef kann mich nicht leiden und wird mich fortschicken“, und dann sitzt er stundenlang da und grübelt, die Arbeit stockt so lange, bis seine Zwangsgedanken wahr werden, bis ihn der Chef wirklich nicht leiden kann und ihn entläßt. Alle Arbeiten, die ihm zugewiesen werden, sind für ihn ungeeignet, furchtbar langweilig, geisttötend, sein Interesse gehört nunmehr ausschließlich der Psychologie und — der Psychopathologie seines eigenen Falles. So benützt er jede Gelegenheit, um in ärztliche Behandlung zu kommen, und er schildert jedem Arzt eingehend mit wissenschaftlichen Fachausdrücken seine affektiven und emotiven Erlebnisse mit allen „Theorien“, die andere Ärzte vorher über seinen Fall aufgestellt hätten. — Sein ganzes Leben sei eine Kette von Unglücksfällen, von der hereditären Belastung und der Kränklichkeit im Kindesalter angefangen bis zu der unglückseligen, durch seine Eltern verschuldeten Berufswahl, die ihn seinem wahren Lebenszweck, der Kunst und der Philosophie, entrissen hätten. Er ist deshalb auch ein überzeugter An-

hänger der Theorie von der spezifischen Begabung: er hätte als Künstler Unsterbliches leisten können, und als Schreiber tauge er eben nicht. Es läßt sich wohl nicht mit Sicherheit sagen, aber wohl vermuten, daß er mit allen Mitteln darauf hinarbeitet, von den Verwandten seiner Mutter, so wie diese selbst, erhalten zu werden. — Der Arbeit ist er verloren, solange es nicht gelingt, die Energie seiner nervösen Einstellung zu brechen.

Vorbemerkungen zu einer Individualpsychologie der Persönlichkeit Friedrich Nietzsches.

Von Robert Freschl (Wien).

Die Aufgabe, die ich mir mit Rücksicht auf den engen Rahmen gestellt habe, ist diese:

Ich will eine psychologische Durchleuchtung der wesentlichsten und besonders deutlich hervortretenden Tendenzen im Leben und Schaffen Friedrich Nietzsches zu geben versuchen. Dabei ist selbstverständlich, daß diese notizenhaften Ausführungen, nach keiner Richtung hin ans Ende gehend, nicht als ein in sich Geschlossenes gelten können oder sollen. Vielleicht wird eine größere Arbeit* dieses Unternehmen, ein neues psychisches Porträt Nietzsches zu zeichnen, rechtfertigen, was ja in Anbetracht einer überaus zahlreichen, wenn auch nicht immer wertvollen Nietzsche-Literatur keine leichte Sache sein wird. Aber wir werden schwerlich je dazu imstande sein, ein so komplexes Gebilde, wie es die Psyche eines Menschen, insbesondere aber die einer überragenden, einer genialen Persönlichkeit darstellt, gleich einem mathematischen Problem in und nach Formeln aufzulösen, und wir müssen uns zufrieden geben, wenn es uns gelingt, die charakteristischen Linien zu ziehen, einige orientierende Lichter aufzusetzen und dieserart die psychische Physiognomie der betrachteten Individualität zu gegewinnen. Es wird natürlich nicht gleichgültig, sondern im Gegenteil von ausschlaggebendem Einflusse sein, mit welchen Mitteln diese Untersuchung unternommen werden wird, da ja die perspektivischen Verhältnisse des gewonnenen Bildes in ursächlichstem Zusammenhang

* „Friedr. Nietzsche. Versuch einer individualpsychologischen Darstellung." Ernst Reinhardt, München.

mit den Gesetzen der in Anwendung gebrachten psychologischen Optik stehen müssen. Die Optik, welcher ich mich nun in diesem Falle bediene, ist die Alfred Adlers, seine durch Erfahrung und Intuition gewonnenen Erkenntnisse — meine Mittel. Dieser Umstand ist natürlich kein zufälliger, sondern erklärt sich aus meiner Anschauung, daß Alfred Adler, von einer anderen Seite als Nietzsche kommend, eine seiner Philosophie kongruente Psychologie geschaffen hat. So hat Adler in seiner „Studie über Minderwertigkeit von Organen" jene biologisch-psychologische Brücke geschlagen, die von der tatsächlichen oder supponierten Organminderwertigkeit und dem daraus entspringenden Minderwertigkeitsgefühl zu dem unter dem Druck überkompensatorisch wirkender Kräfte aufgepeitschten männlichen Protest, zum Willen, zur Macht führt. Wenn wir nun nach einem sehr klugen Wort Broder Christiansens den Willen als „latente Zielsetzung" begreifen und den Begriff der Macht, der sich als ein ins Soziale projizierter herausstellt, individual-introspektiv als Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls fassen, so gewinnen wir Adlers Position einer psychologischen Teleologie, jenen Standpunkt, der es ihm möglich macht, alle Phänomene der Psyche zentral zu lösen, und der ihn befähigt, im Gegensatz zu anderen Psychologen, auch den Traum als eine einem psychischen Zweck: der Vorbereitung, Orientierung, des Austastens dienende Erscheinung zu erkennen, in der sich alle sonst auffindbaren Tendenzen und Strebungen des betrachteten Individuums nachweisen lassen.

Wir werden also aus der Totalität des Lebens Friedrich Nietzsches, das sich dem Auge und Sinn des Betrachters als wunderbar organisch organisiertes Chaos darbietet, einzelne Leitlinien zu lösen und die Notwendigkeit ihres Bestandes aus ihren Wirkungen nachzuweisen versuchen. Ist es uns gelungen zu zeigen, daß diese Leitlinien, beherrscht von einem fiktiv gesetzten Lebensplan auf seltsamsten Um- und Abwegen, die sich aber meistens als ausgezeichnet zielbewußte Kunstgriffe entlarven lassen, einem gemeinsam starr festgehaltenen, hoch angesetzten Ziele, dem der Erreichung des Persönlichkeitsideals, zustreben, so können wir, wenn wir diese psychische Dynamik in den einzelnen Phasen der Entwicklung deutlich aufzuzeigen und ihren Zusammenhang geschlossen darzustellen vermögen, unsere Aufgabe als gelöst betrachten. Wie übermächtig und richtunggebend die Tendenz der Erhöhung des Persönlichkeitsgefühls, das Zustreben nach einem selbstgewählten, in unserem Falle selbstgeschaffenen Persönlichkeits-

ideal bei Friedrich Nietzsche ist, kann aus seinem an Georg Brandes vom 10. April 1888 geschriebenen Brief leicht interpretiert werden. Wenn wir die darin gegebene Vita mit dem Ohre des Psychologen aufgenommen haben, so fallen uns Adlers Worte ein: „Der Neurotiker hat nicht Reminiszenzen, sondern er macht sie.“ Damit soll nicht etwa behauptet werden (und so versteht es auch Adler nicht), daß das tatsächlich Gegebene freie Erfindung, leeres oder erfülltes Spiel der Phantasie sei, nein! Aber wie tendenziös ist alles gruppiert, wie deutlich ist schon in diesem Brief das schrankenlose Verlangen nach maßloser Erhöhung und Steigerung der Persönlichkeit ausgesprochen. Ja, psychologisch genommen, erscheint es uns auf Grund dieser Tendenz allein, die sich natürlich viel früher nachweisen läßt, nur folgerichtig und fast vorausbestimmbar, daß Nietzsche auf diesem Wege zur Idee des Übermenschen (im Worte liegt schon die Überkompensation), zum Typus Zarathustra, des von ihm geschaffenen Propheten eines neuen Gottes gelangt, um in grandiosem Kampf gegen Gott (Dionysos gegen den Gekreuzigten) zusammenzubrechen. Zarathustra II. (Auf den glückseligen Inseln.)

„Aber daß ich auch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde: wenn es Götter gebe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein. Also gibt es keine Götter.

So steht der Nervöse, wie Adler sagt, unter der hypnotischen, wie man bei Nietzsche sagen könnte, unter der inspirativen Wirkung eines fiktiven, ihm notwendigerweise unbewußt bleibenden Lebensplans. Es wird sich nun darum handeln, zu zeigen, wie sich diese besonders unterstrichene Tendenz nach oben, zur Höhe in Nietzsche vorbereitete, unter welchen für sie günstigen Bedingungen sie wuchs und erstarkte. Deshalb wenden wir uns seiner Kindheit zu.

Nietzsche wird als ein im allgemeinen kräftiges, wohl auch trotziges Kind geschildert, das allerdings auffallend spät (mit 2½ Jahren) sprechen lernte, aber schon mit 4 Jahren lesen und schreiben konnte. Im Alter von 4½ Jahren starb ihm der Vater, und er wuchs nun in einer völlig weiblichen Umgebung auf. Dieser Umstand hat, wie so häufig, die Stellung eines Knaben unter Mädchen und Frauen, ein Gefühl der Minderwertigkeit in ihm erzeugt, das nach Überkompensation suchte und sie in einer besonderen Betonung der männlichen Rolle bei gleichzeitiger Herabsetzung des weiblichen Geschlechtes fand. In den kindlichen Spielen mit seiner Schwester und seinen Freunden hatte er immer die führende Rolle inne. Psychologisch bemerkenswert

und unsere Anschauung stützend, sind zwei von seiner Schwester berichtete Episoden aus der Knabenzeit Nietzsches.

Eines Tages, gerade am Ende des Unterrichtes, strömt ein tüchtiger Platzregen nieder, und während alle Knaben in wilder Flucht heimwärts stürmen, geht Fritz, die Kappe unter der Schiefertafel, darüber sein Taschentuch gebreitet, bedächtig nach Hause, wo er vollkommen durchnäßt ankommt. Von der Mutter, die nach ihm ausgelugt hatte und ihn durch Winken und Zuruf zu schnellerer Gangart veranlassen wollte, mit Vorwürfen empfangen, meint er: „Die Kinder sollen beim Verlassen der Schule nicht springen und laufen, sondern ruhig und gesittet nach Hause gehen."

Versuchen wir auf unsere Art diese sicherlich an sich ganz unbedeutende Geschichte zu verstehen, so liegt darin offenbar die Betonung eines besonderen Standpunktes. Alle anderen laufen, ich nicht. Aber es heißt auch: Ich bin stärker als der Regen, der mich nicht zur Flucht zwingen kann, und befolge unter schwierigen Verhältnissen die Vorschrift. Ja, vielleicht steckt darin eine seelische Regung, die, als Kunstgriff verwendet, eine psychogenetische Entstehung des ethischen Imperativs, wie dies Dr. C. Furtmüller in seiner Arbeit: „Ps. A. und Ethik" dargestellt hat, durchaus einleuchtend erscheinen läßt; aber auch der Gedanke des Adabsurdum-Führens: so also sieht es aus, wenn man die Vorschriften unter allen Umständen befolgt, liegt darin. — Sicherlich aber ist es nicht ein Triumph guter Erziehung gewesen, sondern der Ehrgeiz nach einer besonderen, das Persönlichkeitsgefühl steigernden Leistung.

Wenn wir eine aus dem Frühjahr 1861 stammende photographische Aufnahme des noch nicht 17jährigen Nietzsche betrachten, so fällt uns vor allem die Haltung, die Stellung, ja, wir möchten sagen, die Pose auf, die ganz deutlich als die typische des großen Napoleons (rechte Hand in der Brusttasche) zu erkennen ist, und wir erinnern uns, daß die Geschichten, die er von seiner Großmutter Erdmuthe Nietzsche immer wieder zu hören verlangte, die Napoleons und seiner Kriege waren. Daß den jungen Nietzsche ein gewöhnlich in ihm verschlossener, nur dann und wann in weithin sichtbarer Helle aufflammender ungeheurer und überspannter Ehrgeiz zur Größe, zur Höhe, nach oben beherrschte, beweist außer seinen Flugträumen ein Erlebnis aus Pforta, dem geradezu ein herostratischer Zug eigen ist, und das merkwürdig genug an eine äußerlich ähnliche Episode erinnert, die aus dem Leben Rousseaus berichtet wird, dort allerdings

einen ganz anderen psychischen Inhalt offenbart. Die Knaben sprachen über Mucius Scävola und einer meinte, das wäre doch zu gräßlich und fast unmöglich, sich die Hand so ruhig abbrennen zu lassen. — „Warum?" fragt Nietzsche ruhig, nimmt ein Bündel Zündhölzchen, zündet sie auf der flachen Hand an und streckt sie, ohne zu zucken, gerade aus. Die Knaben sind starr vor Erstaunen und Bewunderung. — Plötzlich entdeckt ein älterer Schüler den Vorgang, springt hinzu und schlägt ihm die Zündhölzchen aus der Hand, die schon ziemliche Brandwunden erlitten hatte.

Später aber hat er die Szene mit Siegellack im kleinen Maßstabe wiederholt und zeitlebens eine Narbe davon behalten. Der Sinn dieser Handlung ist das Bestreben, es jenem ausgezeichneten Helden gleichzutun, die Macht des Feuers, den Schmerz zu überwinden und dieserart zu einem Gefühle der Überlegenheit zu kommen, eine Probe auf das Exempel, das Nietzsche in seinem späteren Leben, von körperlichen Leiden unsäglich gequält, öfters wiederholen mußte, und das er auch dann in einer, sein Persönlichkeitsgefühl steigernden, unvergleichlich künstlerischen Weise zu interpretieren wußte.

Ich muß es mir leider versagen, auf den für Nietzsches Entwicklung so bedeutenden, ja tief einschneidenden Einfluß, der aus seinem Kampf gegen Richard Wagner resultiert, näher einzugehen, und will nur hervorheben, daß Nietzsches Psyche eigentlich vom ersten Augenblick des Zusammentreffens auf die Überwindung Wagners orientiert war, und zwar vorerst durch „Liebe" und dann durch „Haß", beides natürlich in geistigster Verfeinerung, was ja durch das Künstlertum Nietzsches bedingt ist. Dieser Kampf Nietzsches gegen Wagner ist deshalb von so tiefgehender Bedeutung, weil es sein persönlichster Kampf ist, ein Kampf um die Macht, der wie keiner sonst sein Leben beherrscht (bis zu seinem Zusammenbruch), ein Ringen, das zutiefst im realen Erleben Nietzsches verankert ist. Sokrates und Schopenhauer konnte er überwinden; sein Kampf gegen sie war ungleich unblutiger, denn die waren tot. Der lebende und lebendige Wagner aber, dessen Ruhm von Tag zu Tag wuchs, war ein mit aller Kraft und aller Zähigkeit zu bekämpfender Gegner.

Nur andeutend soll noch Nietzsches Stellung zur Frau gestreift werden, die manche Autoren auf persönlichen, trüben Erfahrungen gegründet glauben, während doch diese Erfahrungen, die „gemacht" wurden, ihre Ursache haben in Nietzsches „Furcht vor der

Frau"*, die ihm die Waffe weitgehendster Entwertung in die Hand drückt und ihn andererseits überkompensatorisch aufpeitscht.

Wenn ein Psychologe einer gewissen Richtung den vielzitierten Satz: „Du gehst zur Frau, vergiß die Peitsche nicht" als Beweis für einen konstitutionellen Sadismus oder eine im Infantilen fixierte Perversion ansehen könnte, so erscheint uns, individualpsychologisch betrachtet, dieser Satz als Ausdruck einer neurotischen Apperzeptionsweise „Mann — Weib", wobei der männliche Protest eines sich der Frau gegenüber unsicher Fühlenden deutlich zu erkennen ist. Daß diese Furcht vor der Frau nicht etwa eine zum Zwecke der Interpretation willkürlich vorausgesetzte Konstruktion ist, sondern deutlich in Nietzsche wirkte, zeigt sehr schön eine Stelle aus dem „Ecce homo", die ich für viele hierher setze.

„Zum Glück bin ich nicht willens, mich zerreißen zu lassen; das vollkommene Weib zerreißt, wenn es liebt . . . (ein hübsches Junktim im Sinne Adlers). Ich kenne diese liebenswürdigen Mänaden — ach, was für ein gefährliches, schleichendes, unterirdisches Raubtier! Und so angenehm dabei!" —

Hebbels Jugend**.

Von K. G. Szidon (Budapest).

Wenn ich mich unterfange, den wichtigsten Lebensabschnitt eines großen Dramatikers an dieser Stelle kinderpsychologisch zu beleuchten, so versuche ich dadurch den Beweis zu erbringen, daß die Kinderforschung als exakte Wissenschaft, außer ihren bekannten wertvollen Wirkungen nunmehr einigermaßen auch bei der Lösung des

* Die nähere psychologische Begründung, die diesen Ausdruck erst rechtfertigen und ins Klare stellen würde, kann hier aus raumtechnischen Gründen nicht gegeben werden. (Siehe: „Über den nervösen Charakter." Dr. Alfred Adler, F. Bergmann, Wiesbaden 1912.)

** Auf Grund des inhaltsreichen und zuverlässigen Materials, welches wir nunmehr von und über Hebbel besitzen, habe ich das Leben des Dichters einer Individualanalyse unterzogen, deren erstes Kapitel ich hier vorlege. Ich habe mich hierbei, wenngleich vielleicht nur in aphoristischer Form, vornehmlich einer bislang nur kaum verwerteten pädologischen methodischen Untersuchung bedient, die ich in einem etwas weiteren Sinne als eine genetische bezeichnen möchte. Diese Methode ist geeignet, den Entwicklungsverlauf einer individuell einheitlich auszugestaltenden Psyche klarzulegen. Auf diese natur-, weil gesetzmäßige Weise vermögen wir

Problems des Genies Anwendung finden könne, vornehmlich aber zur Befruchtung der biologischen Forschung sich eignet. Mit meinem Verfahren glaube ich gleichzeitig Hebbel selbst um so mehr gerecht zu werden, als er es eben gewesen, der in einer Besprechung über Lenau mit Nachdruck betonte, einem Dichter müsse, um ihn vollständig zu verstehen, vor allem „psychologisches Interesse“ entgegengebracht werden; und dessen Wirken zeitlebens dahin ging, seine sämtlichen künstlerischen Ideale, richtiger die Ideen seiner Weltanschauung, eingestandenerweise mittels eines „psychologischen Realismus“ zu veranschaulichen.

Zwischen der Nord- und Ostsee, längs des Eiderflusses, wohnten die Ditmarschen, ein geradliniges und tapferes Volk, das als ehemalige „Bauernrepublik“ Jahrhunderte lang seine Freiheit wider die mächtigen Nachbarnationen heldenhaft verteidigte. Ein später Abkömmling dieses schlichten und selbständigen Stammes, wo „jeder als Individualität galt“, war unser Dichter, der als Kind des 24 Jahre alten Maurers Klaus Friedrich Hebbel und seiner 27jährigen Gattin am 18. März 1813 in Wesselburen das Licht der Welt erblickt und die Namen Christian Friedrich erhalten hatte.

Auf den Wanderungen in das geheimnisvolle Reich der kindlichen Seele werde ich mich immerwährend des Interesses als Wegweisers, womöglich nach den Grundzügen Lad. Nagys* bedienen; zumal doch eben diese allgemeine Erscheinung des Gefühlslebens es ist, die als erstes schon beim Säugling sich offenbart und immerdar andauert.

Betreffend die ersten drei Jahre, also die Zeit, wo das Kind nach des Dichters Worten „ohne Hosen“ herumgelaufen ist, will ich mich schlechthin mit dem sinnlichen Interesse befassen. Da die

---

gleichsam veranschaulicht das eigenste Wesen des Kindes bzw. Jünglings zu erforschen. Mußte ich auch den zumeist fertigen Urteilen, also dem bereitgelegten Stoffe, gegenüber mancher ganz subjektiver Momente entraten, so fand ich dafür unzählige weitaus wichtigere Komponenten, richtiger objektive Werte, die mir ermöglichten, die biographischen Beobachtungen zu einer sonst unklar scheinenden Experimentalpsychologie zu erheben. Vermittels dieses Verfahrens gelangte ich zu Tatsachen, Fakten, ja ordnenden Prinzipien, die als Grundlage für ein Gesamtbildnis des späteren, vollends gereiften Menschen dienen können.

Der Aufsatz gibt mit etlichen Verkürzungen einen Vortrag wieder, den der Verfasser unlängst in der Ungarischen Gesellschaft für Kinderforschung hielt.

* Ladislaus Nagy: „Psychologie des kindlichen Interesses“. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Ungarischen von K. G. Szidon. O. Nemnich, Leipzig 1912.

Mutter nach der Geburt ihres Erstlings außerhalb des Hauses gar oft Dienste verrichten mußte, war das Wickelkind zumeist auf sich allein angewiesen und somit in seiner Bewegungslust nicht gehemmt, was nicht nur der körperlichen Entwicklung, sondern auch der seelischen des Empfindungslebens zugute kam. Nebst den lebhaften Eindrücken, die das Kind in den ersten zwei Jahren fesseln und für welche unser Baby sehr aufmerksam gewesen ist, spielt die Einwirkung anderer, namentlich die Gefühlssuggestion eine erhebliche Rolle. Als eine solche möchte ich die Äußerung des etwas über zwei Jahre alten Kindleins betrachten, wenn es bei der Betreuung eines Pfleglings neben seinem neugebornen Bruder Johann ärgerlich auszurufen pflegte: „Den Bruder werd' ich wiegen, den Fremden nicht!" Dazu kam noch der beeinträchtigende Einfluß des oft mißlaunischen Vaters, welch unangenehme Regungen aufs Gemütsleben des Kindchens um so nachteiliger einwirkten, als sie teilweise auch den Egoismus, der in diesem Lebensalter ohnehin vorliegt, überflüssig nährten. Andere Tatsachen, worin die dunkle Macht der Gefühlssuggestion zutage trat, muß ich da übergehen. Die Pflege der beiden Säuglinge hat die Zeit des Kleinen genügend in Anspruch genommen, weshalb er sich den eigentlichen Spielen und Spielsachen nicht zu sehr hingeben konnte. Allerdings brachte ihm diese seine verantwortliche Tätigkeit in der frühesten Kindheit sowohl in bezug auf die Bildung der Aufmerksamkeit, als auch auf die Entwicklung des Willens sonderlichen Nutzen. Die stete Aufsicht über das kleine Menschenpaar bot ihm Gelegenheit, seine angeborene Fähigkeit fürs Darstellen zu üben, gleichzeitig war sie richtunggebend für seinen späteren Beruf. Ferner war er gezwungen, in gewöhnlichen Spielen Maßhalten zu lernen, und wurde so schon in der zartesten Jugend in die Wirklichkeit versetzt, wo er zwischen ernster Arbeit und frohem Spiele zu unterscheiden sich bequemen mußte. Schließlich waren die zwei lebenden Puppen einerseits vollends dazu geeignet, in ihm den von seinem Stamm geerbten Herrschertrieb in steigendem Maße keimen zu lassen, andererseits aber vermochten sie in der Zeit des sinnlichen Interesses oder dem Alter, das ohne Mitleid zu sein pflegt, wohltuende Dämme aufzustellen. Diese menschenliebende Beschäftigung hatte somit wenigstens die erste Grundlage zur Bildung des sittlichen Bewußtseins in Hebbel gelegt.

Als die Schützlinge seiner Obhut nicht mehr bedurften, mußte er bald in den Kindergarten eintreten. Eine zugereiste alte Jungfer, namens Susanna, die nichts anzufangen wußte, nahm zur Pädagogik Zuflucht

und eröffnete in Wesselburen eine Klippschule. Die wenigen Kenntnisse, das Lesen der Fibel, etwas Katechismus, für die Größeren das Schreiben, hat sie mit der Schere zugeschnitten und mit der Elle gleichmäßig zugemessen. Eine unfreundliche Magd war ihr behilflich, besonders im Prügeln. Gar wenig verstanden die Weibspersonen davon, wie es in dieser wichtigen Entwicklungszeit der Kleinen mit ihrer Seele bestellt ist. In diesem Alter geht die Bewertung der Dinge im Kinde aus der Subjektivität seiner Person hervor. Diese Motive zu würdigen, verstand unsere Susanna freilich nicht. Das Spielen im Hofe in den Freistunden gestattete sie nur selten, das Gärtchen durften die Kinder überhaupt nie betreten. Und doch ist gerade in dieser Zeit der freie Tätigkeitsdrang der Kinder unstillbar!

Ein höchst charakteristisches Moment müssen wir an erster Stelle erwähnen, schon deshalb, weil es sich beim Eintritt in die dumpfe Schulstube ereignete. Unser Knäblein lernte nämlich hier die Liebe kennen. Als er die Anweisung der guten Mutter und das Zureden der Schulmeisterin zu Ende gehört hatte und endlich die Augen erhob, fiel sein erster Blick auf ein schlankes, blasses Mädchen, das ihm gerade gegenüber saß, es hieß Emilie Voß und hatte den Neuling auf der Stelle geradezu verwirrt. Er selbst beschreibt noch später die Wirkung folgendermaßen: ein leidenschaftliches Zittern überflog ihn, das Blut drang ihm zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham (Gegengefühl) mischte sich gleich in sein erstes Empfinden, und er schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob er einen Frevel begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie ihm nicht mehr aus dem Sinn, die vorher so gefürchtete Schule wurde sein Lieblingsaufenthalt, weil er sie nur dort sehen konnte. Diese Neigung dauerte bis in sein siebzehntes Jahr. Fürwahr ein mysteriöses Geschehnis, dessen Schleier um so eher gelüftet zu werden verdient, als Erotik die sicherste Feuerkraft alles Lebens und Dichtens ist. Zunächst erschließt sich dadurch ein Grundzug des Charakters, ein unvergleichliches Seelenbinnenleben, wie es bei grübelnd schüchternen Kindern aus Stimmungsanomalien der unzufriedenen und mürrischen Proletariereltern sich ergibt. Ohne Zweifel ist es ein untrügerisches Zeichen lodernder Sinnlichkeit, ja mindestens eine Begleiterscheinung allerfrühester, also abnormer Richtung des Geschlechtstriebes. Die Psychoneurologie geht noch weiter und stellt in unserem Falle ganz offen die Diagnose als infantile Zwangsneurose fest. Ziehen wir die unterdrückten libidinösen Regungen, wie sie Hebbel selbst beschreibt, in Betracht und erwägen dazu „den

Ritterdienst, wo sich die Natur gewaltsam Bahn gebrochen", so können wir in diesem seltenen infantilen sexuellen Moment ein anhaltendes, subjektives Mitgefühl erblicken, das wohl gewöhnlich als erstes Aufblühen des sozialen Triebes unter dem Einflusse eines angemessenen Außenreizes erscheint. In diesem ersten Flüggewerden des realen Instinkts schimmert zwar eine höchst charakteristische individuelle Anlage durch, doch eine ständige Form nimmt sie nicht an. Diese psychologische Tatsache erhärtet die Schlußäußerung dieses obigen Berichtes, wonach seine „Neigung sehr verschiedene Phasen gehabt hat".

Die Reife des Kindes offenbarte sich auch darin, daß ihm jedwede Parteilichkeit seitens der Kindergärtnerin sofort auffiel, wodurch er den Zauberkreis der Kindheit, wie er selbst gestand, sehr früh überschritt. Wie mußte schon in der zartesten Kindheit sein empfindliches Herz schaudernd zucken, als ihm die Kluft zwischen arm und reich so tief, so unüberbrückbar und ungerecht gezeigt wurde. Und wie doppelt mußte er es als aufgewecktes Kind empfinden, wenn die Rechte seiner fleißigen Kameraden so unglimpflich mißbraucht wurden. Hier finden wir bereits die Erklärung, warum Hebbel später als Dichter so wenig direkt für Erziehungsgedanken gearbeitet hat. Schon in dieser Vorlehranstalt mußte er die traurige Wahrheit erfahren, daß die Schule als öffentlicher Erziehungsfaktor nicht nur die Aufgaben der Zeit nicht löst, sondern jede Möglichkeit des Gedeihens einer Persönlichkeit schon im ersten Keime erstickt.

Noch einen dritten Umstand erwähnt er, welcher sich in der Klippschule ereignete und ihm die eigentliche menschliche Selbständigkeit verlieh. Bislang glaubte er, daß alles Geschehen, daher auch das der Natur, von den Eltern, vorzüglich dem Vater abhänge. Doch als eines Tages ein fürchterliches Gewitter sich einstellte, war dieser naive mystische Zauber entwichen, aber dafür „der religiöse Funke in ihm entzündet". Vom religionspsychologischen Standpunkte ist diese erste religiöse Regung im Kindesalter von hoher Wichtigkeit, besonders bei reflexiven Naturen, wie sie dem kleinen Christian eigen war. Der erste fürchterliche Eindruck der Bibel kam ihm lange, bevor er selbst darin lesen konnte, durch die Frau Ohl, indem sie ihm die schreckliche Stelle vorlas, worin „der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und essen würden. Er schauerte, weil er selbst Kind war und eine Mutter hatte." Dieses eine Beispiel beweist, wie nachteilig die unfachmäßige Belehrung auf ein Kind zu wirken vermag.

Mehrere unerquickliche Erinnerungen knüpften sich an den Kindergarten, welcher alles eher als ein Paradies der Kleinen gewesen ist. Was wußte man damals, insonderheit Fräulein Susanna und ihre Magd, von einer experimentellen beobachtenden Methode, ohne deren Kenntnis niemals des Kindes Handlungen und Habitus zu erfahren sind. Die kennzeichnenden Eigenschaften dieses Alters: die Lebhaftigkeit, Veränderlichkeit der Gefühle und Vorstellungsverknüpfungen, sowie die Impulsivität des Willens und der Aufmerksamkeit wurden in dieser Anstalt keineswegs berücksichtigt, im Gegenteil, es wurde jeder Gedanke und alles Tun, das nicht wie eine Maschine vonstatten ging, gewaltig zurückgedrängt. Jedwede instinktive Empfindung mußte verstummen und mit einer vorzeigenden Beschäftigung war die Aufgabe gelöst; daß Friedrich seine freischaffende Tätigkeit in Fesseln geschlagen sah, war für ihn von nachhaltigem Einfluß.

Was ihm das Institut unverständig vorenthielt, trachtete sich seine Individualität zu Hause anzueignen. Da ließ er vornehmlich seiner Phantasie die Flügel uneingeschränkt wachsen. Eben an dieser Stelle seiner Selbstbiographie erzählt er uns ausführlich darüber. Wenn er des Abends zu Bett gebracht wurde, so fingen „die Balken über ihm zu kriechen an, aus allen Ecken und Winkeln des Zimmers glotzten Fratzen-Gesichter hervor.“ Aber auch am Tage war die Phantasie ungewöhnlich und vielleicht „krankhaft rege in ihm“. Wir wissen heute, daß die Phantasie sich als eine Tätigkeit höheren Ranges, also als kraftvoller Faktor des Interesses manifestiert. Die in der Phantasie vollbrachte Handlung ist so wertvoll wie die wirkliche. Ferner gehörten zum Wesen der Phantasie das selbsttätige Erfinden neuer Kombinationen, besonders eine Illusionsfähigkeit haftet ihr an, wie uns dies der Knabe Hebbel in all seinem Gebaren bestätigt. Ein Stock, sein vertrautester Freund, diente ihm zum Reitpferd, dagegen ein Tischfuß und die Bettdecke flößten ihm Schrecken ein. Häßliche Menschen erfüllten ihn mit Grauen. Er selbst erörtert diese Phantasievorstellungen, indem er sagt: „Die Dinge selbst können hier also nicht den Maßstab abgeben, sondern man muß nach dem Schatten fragen, den sie werfen, und so kann der Vater oft lachen, während der Sohn Höllenqualen erleidet, weil die Gewichte, womit beide wiegen, eben grundverschieden sind.“ Und eben deshalb kommt dann ein Kind wie er in die Zwangslage, seine Phantasiebilder vor der Umgebung zu verbergen, sie in sein heimlichstes Inneres zu versargen, wo sie dann ihr eigenes Dasein, das sogenannte Seelenbinnenleben, führen. Darin wurzelt eben ein Haupt-

merkmal seines Charakters, daß er grüblerisch, zweifelsüchtig und oft mißtrauisch gegen sich und gegen andere geworden ist. Dann gewahren wir bei ihm die dramatische Form der Phantasie und deren nicht selten zum Pathologischen tendierende Funktion, derzufolge er immer sich zum Mittelpunkte seiner Gebilde macht. In dem Bevorzugen derartiger egozentrischer Vorstellungen, in dem Hinlenken der Phantasie auf die eigene Persönlichkeit zeigen sich Anzeichen zu Größenideen; so hat er auch durch ausgeschnittene und wieder zusammengeklebte Buchstaben seinen Namen gedruckt.

Auch wissen wir, daß ihn ein oft gebrauchter Hausgegenstand, der „Teetopf“, bereits in diesem vorschulpflichtigen Alter zu dichterischen Produktionen, richtiger Reimschmiederei anspornte. Andere Gedanken, wie den ersten dramatischen Versuch „Evolia“, verbarg er noch in der Tiefe, um daran weiter zu arbeiten. Ferner hatte er sich für die immer mehr zunehmenden Entbehrungen im Vaterhause im Eden seiner Phantasie Ersatz zu schaffen gesucht. Die Betätigung und Erhaltung seiner Phantasie war nicht nur für die geistige Hygiene von entscheidender Bedeutung, nicht minder offenbarte sich dadurch seine kindliche Psyche. Hebbel gesteht, daß bei Nacht diese Tätigkeit seiner gährenden Phantasie in einem Traum gipfelte, der so ungeheuerlich war und einen solchen Eindruck in ihm zurückließ, daß er siebenmal hintereinander wiederkehrte. Es war ihm, als hätte „der liebe Gott, von dem er schon so manches gehört hatte, zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt, ihn hineingesetzt und sich daneben gestellt, um ihn zu schaukeln“.

Es muß bemerkt werden, daß Hebbel sich schon früh besonders für Tiere, Schmetterlinge, Vögel und Blumen in höchstem Maße interessierte. Das Aktivitätsinteresse, welches sich bei eingehender Befassung mit Tieren und Blumen kundgibt, ist von um so größerer Tragweite, als es auf die Entfaltung der Intelligenz und des Charakters, also auf die gesamte Entwicklung des Kindes, maßgebliche Folgerungen zuläßt.

Wir deuteten schon oben an, daß Friedrich vor vielen Dingen einen Abscheu hatte, so z. B. wurden Knochen, wo immer er einen fand, sofort eingegraben, oder das Wort „Rippe“ mit den Nägeln aus dem Katechismus ausgemerzt. Dagegen Wörter, wie Tulpe, Lilie, Aprikose versetzten ihn sofort in die betreffende Jahreszeit hinein, so daß er „die Lesestücke, wo die vorkamen, gern laut buchstabierte“. Diese Empfindungen von positiven und negativen Interessen stehen auf ganz subjektivem Boden, wobei vorerst die schöne Seite der Dinge das

Kind reizt, aber eben Hebbel pflegt diese seinem innersten Ich gemäß zu modifizieren, aus dem überaus emotionalen Charakter der subjektiven Seelenwelt heraus sich zu erklären.

Indem wir das Kind der Klippschule verlassen, müssen wir das Kapitel noch durch etliche Beiträge ergänzen und insonderheit die Umgebungseinflüsse hinzufügen. Der Vater stand ihm anfangs annehmbar, später aber gleichgültig, die Mutter wieder immerwährend liebevoll gegenüber. Von einem Einfluß der Verwandten oder des einzigen jüngeren Bruders ist nichts bekannt. Unter den Fremden sind es zwei Familien, die Hofnachbarn, die Erwähnung verdienen. Da erzählte man von Wäldern, Räubern, Mördern und sonstigen Abenteuern. Der kleine Friedrich nahm zu diesen Geschichten und anderen Märchen ganz phantastisch Stellung, nicht selten sah er darin die Erfüllung solcher Wünsche, die ihm der gestrenge Vater und die begrenzte Wirklichkeit keinesfalls bieten konnten. Seine Psyche hatte sich auf der sogenannten mythologischen Stufe des Erkennens, welche das notwendige Binde- bzw. Übergangsglied vom subjektiven Interesse zum objektiven bildet, nämlich in der Kindheit, von verschiedenen Symbolen der Märchenwelt einige Erfahrung, ja sogar unbewußt manches Material für seine späteren poetischen Arbeiten geholt. Von großer Wichtigkeit in seiner Entwicklung ist ein Bild der ärmlichen Wohnstube, der „Verlorene Sohn" von Hogarth. Unseres Erachtens wirkte diese verräucherte Leinwand des englischen Malers als ursprünglichste Inspiration, richtiger als eine Anschauungstafel, woraus das künstlerisch veranlagte Kind allabendlich manches instinktiv in sich aufnahm und ähnliche Empfindungen in sich auslöste.

II.

Fast zur selben Zeit, da Friedrich die Kinderbewahranstalt verließ, mußten die Eltern ihr Häuschen räumen und sich mit einer kleinen, armseligen Wohnung zufrieden geben. Dieser Wechsel hatte den finstern Vater völlig erbittert, dessen Gemütsleiden die Familie, besonders sein Erstgeborener, der Liebling der Mutter, gar häufig zu fühlen bekam. Die alten Spielkameraden zogen sich zurück, die neuen hänselten ihn, nur die Pflegehaus-Jungen, die Waisenkinder, die damals zu den allerärmsten zählten, gesellten sich ihm zu. Auch von seiten der Gesellschaft hat er viel zu leiden. Er und der Bruder brauchten sich nur einer Gartenhecke zu nähern, so schrie sie die Eigentümerin an: „Wollt ihr fort, sonst laß' ich euch mit der Hundepeitsche jagen!" Damals

erwachte in ihm, wie er später gestand, die „erste Proletarier-Empfindung", psychologisch gesprochen, ein höherer Grad des Selbstgefühls, das sich bei übernormalen, frühreifen Kindern sehr zeitlich meldet. Doch hatte dies zuletzt gute Folgen für den Knaben. Bis jetzt war er ein Träumer gewesen, nun ward er ins tägliche Leben hineingetrieben. Ja, im Sinne der pädagogischen Psychologie war diese veränderte Lage für ihn ein Gewinn, zumal sein Alter fortan in die Periode des objektiven und nachher des stetigen Interesses fällt, wo der Idealismus des Kindes ohnehin zurücktritt und die reale Tätigkeit sich einstellt. Es entwickelt sich in ihm das Streben, die Welt in ihrer wahren Gestalt zu erkennen; der Kampf gegen das herbe Dasein zwingt es dazu. Es galt nun, sich seiner Haut zu wehren, die Raufereien, welche in der Schule während der Pause vorbereitet wurden, führte man zu Mittag auf dem Kirchhof zu Ende.

Sehen wir, ob und wie weit die Elementarschule in Wesselburen unserem Friedrich gerecht geworden ist. Als Friedrich in die Schule eintreten sollte, mußte der Lehrer, den man lange Zeit wegen seiner strengen Zucht gepriesen, deshalb seiner Stelle enthoben werden, weil er ein kleines Mädchen zur Strafe auf den heißen Ofen gesetzt hatte. Also die Rute war das wichtigste Lehrmittel. Der damalige Unterricht war nicht etwa auf ein anschauliches, vielmehr allein auf ein begriffliches Denken gestützt. Es wurden sämtliche Gegenstände nach einer Schablone gedrillt. Von Individualisierung war nicht im entferntesten die Rede. Die Lehrer selber entbehrten jedweder Fachbildung und standen im Durchschnitt überhaupt auf einem sehr niedrigen geistigen Niveau, nach Hebbel in dem „äußersten Vorhof der Wissenschaft"; nicht jeder kannte den Namen Goethe. Natürlich mußten die Schüler von selbst lernen, richtiger büffeln. So pflegte auch Friedrichs Lehrer während der Schulstunden zu lesen, u. a. Abälino, und ließ die Schüler machen, was sie wollten. Schon mit sieben Jahren mußte der Knabe das Salzbergwerk Wieliczka beschreiben. Neben solchem toten Kram vermochte er aber nicht die Getreidegattungen voneinander zu unterscheiden. Doch wie sollte es auch anders sein, zumal diese Bürgerschule, wie sie Hebbel in seinem ersten Briefe an Uhland nennt, über 100 Kinder, die auf den verschiedenartigsten Stufen des Alters sowohl als der Fähigkeiten standen, besuchten. Wie muß der frühreife Knabe den Jammer der unpsychologischen Methode schmerzlich empfunden haben. Er, der nach Aufklärung dürstete, der aus der Schule in die Kirche ging, um dort als „Chorknabe nicht von den Psalmen so sehr als dem

blauen Kleide Emiliens entzückt zu sein; ihm quoll also auf diese Weise der Frühtau aus der Seele". Und dann gelangt das Kind in dieser Zeit auf die Stufe des selbstbewußten Gedächtnisses, wo es alles so gerne reproduziert. Die Bibel erlernte er fast auswendig. Es zeigte sich bei ihm augenscheinlich die nach innen trachtende Funktion des Interesses, derzufolge das Kind den Wert seines eigenen Tuns zu beurteilen anfängt und nur solche Handlungen gerne ausführt, welche die Erreichung eines Zieles erhoffen lassen. Mithin erhebt es sich auf die Stufe der Selbstzucht. Ein Zeichen der letzteren lieferte Friedrich damit, daß er in diesem Alter in einem Stalle eine Bühne errichtete und eigene Stücke aufführte. Die meisten Dinge hat er in einer sogenannten Disziplin vollführt. Alle diese theatralischen Umtriebe führten letzten Endes dahin, daß das ästhetische Gefühl Friedrichs allmählich der tiefsten Hülle seiner Seele sich entledigte. Die Urneigung desselben dokumentierte sich schon in dem Mitwirken beim Chorgesang, doch gleichsam bloß als Element der Wahrnehmung; jedoch es wurde jetzt bereits zur Vorstellung, d. h. zur Innenwelt, vornehmlich in der Anweisung zum Zeichnen. Der instinktive Charakter hält ein wenig an, dies bestätigt jenes Wohlbehagen, womit er bei seinem Zeichenlehrer Harding die erste Arbeit ausgeführt hatte. Fast alles, berichtet er, ist aus seiner Kindheit in seine Jugend übergegangen.

Bis zu seinem 14. Jahre, also seinem jetzigen Alter noch, stand die Poesie, wiewohl er selbst Verse drechselte, wie ein „Ungeheuer vor seiner Seele". Dieses Geständnis weist, was das ästhetische Interesse anlangt, auf die Unreife synthetischer Tätigkeit des jugendlichen Geistes hin, wie denn auch diesen damals nicht so sehr das Ganze als eher manche Teile des schönen Produktes schlechthin fesseln. So hatte auch ihn, wenn er das Lied Paul Gerhards immer wieder seiner Mutter vorlas, vornehmlich, ja lediglich der Vers:

Die goldenen Sternlein prangen
Am blauen Himmelszelt,

gefangen genommen. Bei diesem Liede hatte ihn vorerst die musikalische Harmonie entzückt, so auch bei seiner anderen Lektüre vorwiegend die Illustrationen, da solche Elemente die Sinnesorgane lebhaft in Anspruch nehmen. Etwas später neigte er bereits zu dem geistigen Gehalte der menschlichen Leistungen, besonders Dichtungen, hin, sobald er reif genug wurde, sein Interesse für dieselben zu entfalten und sich darin zu vertiefen.

In dieser Periode blieben bei Friedrich die sichersten Anhaltspunkte der jugendlichen Sympathie auch nicht aus. Eine höhergradige Stetigkeit manifestierte sich darin, daß er für seinen Gönner, den Lehrer, täglich vor dem Schlafengehen ein Gebet verrichtete. Diese innere Sympathie entwickelte sich im Knaben durch das häufige Weilen bei Dethlefsen außerhalb der Schulzeit, der dann seinem Zögling auch dort Belehrung angedeihen ließ.

Kam der Unterricht in Wesselburen den pädagogischen Anforderungen nach, welche unmittelbare Anschauung und handwerkliche Beschäftigungen und mehrere Mittelpunkte des Interesses erheischen? Wir müssen die Frage verneinen. Von einem psychologischen Unterricht hat der Lehrer Friedrichs nichts geahnt, das Zustandekommen eines stetigen Interesses vermochte er keinesfalls zu erwirken. Seinen Schülern hatte er vieles vorgetragen, doch resultierten davon nur spärlich klare Vorstellungen. Die Ausgestaltung Friedrichs zu einer Individualität konnte er nur mit sehr blassen Linien anlegen. Doch Dank verdient der Jugendlehrer immerhin, indem er Friedrich alles gab, was er vermochte, und so wenigstens seine Charakterbildung, sowie sein persönliches Gewissen ganz annehmbar, weil gutgemeint und gerecht, anbahnte und somit sein Selbstvertrauen günstig beeinflußte. Er würdigte gebührend die produktive Eigenkraft seines vorzüglichen Schülers, bestrebte sich, seine Stimmung, welche sein habituelles Gemeinempfinden wegen des überstrengen Vaters allzuoft beeinträchtigte, menschenliebend ins Geleise zu bringen. Indem er diese ungünstigen Dispositionen für das Gemüt und den Willen in Harmonie brachte, ließ er auf wohlwollende Weise den Knaben von seinem eigenen verborgenen, genialen Geist einen feinen Hauch verspüren.

Als er das Schulzeugnis mit durchgehend vorzüglichen Noten dem Vater überreichte, hatte dieser bereits seine Laufbahn bestimmt. Er sollte gleich ihm Maurer werden. Hieß das nicht, die Axt an die Wurzeln seiner Seele anlegen. Dann wollte er aus ihm einen Bauer, und zuletzt einen Kaufmann machen, bis er sich endlich sagen mußte: „der Junge taugt doch auch zu gar nichts!“ Inmitten dieser „Hölle“, so nannte Hebbel öfters seine kalte Jugendzeit, näherte er sich seinem vierzehnten Geburtstag, da mußte zur Konfirmation gerüstet werden. Wie inbrünstig mag er sich in diesen Weihetagen an Gott gewandt haben, ihm auf irgendeine wunderbare Weise ein Rettungsboot zu schicken. Vorderhand zögerte noch das Schicksal, und so mußte er einige Zeit immer noch in der dürftigen Bücherei Dethlefsens Mut

und Ausdauer schöpfen. Jedenfalls war er dadurch in der Lage, zu erwägen, ob die Personen seiner Lektüre gemäß ihren Charakteren und ob sein Vater seiner Natur nach handelte. Die ganze Zeit, die Friedrich vom Austritt der Schule bis zu seiner neuen Lebenswahl verbrachte, können wir trotz der vielen rauhen Hemmungen als eine Art Fortbildungsschule bezeichnen, zumal er all seine freie Zeit schon aus Wißbegierde, aber auch aus Abscheu vor physischen Arbeiten, sowie seelischen Gründen, seiner Weiterbildung geweiht hatte. Das Schicksal hatte unerwartet Entscheid gebracht, indem der Vater plötzlich starb. Nach dem, was uns von seinem Verhalten bekannt ist, können wir seinen Charakter als einen autoritativen, mit einer Kreuzung von etwas altruistischer und mehr phlegmatischer Richtung bezeichnen.

III.

Nach dem unerwarteten Ableben des Vaters sehnte sich der ohnehin genug irrlichtelierende Knabe in dem Helldunkel seiner Halbbewußtheit noch mehr nach irgendeinem Rettungsstrahl, der sich nach der Finsternis der ersten Trauer auch bald einstellte. Der einzige in der Stadt, sein Lehrer, der den Jungen am besten kannte, suchte und fand eine für ihn passende Beschäftigung bei der dortigen Bezirkshauptmannschaft. Anfangs hatte er vielerlei zu erledigen, er war so eine Art Mädchen für alles. Doch bald wurde er vermöge seines Bestrebens und seiner Brauchbarkeit hauptsächlich in dem Amte beschäftigt. Nunmehr entwickelte sich im folgenden Abschnitte seiner Jugend, nämlich in der ernsten Schule des Lebens, sein logisches Interesse, wo das Individuum für den idealen Inhalt von Personen, Sachen und Erscheinungen, ferner für den innerlichen Zusammenhang solchergestalt sich interessiert, daß sein innerliches Ich sich seine gesamte geistige Welt festsetzt und sein produktiver Wille für dichterische Leistungen sich zu dokumentieren anfängt. Er hatte nach anderthalb Jahren mehrere Freunde, zumeist aus besseren Kreisen, wie Schreiber, Lehrer, Apothekergehilfen usw., die fast samt und sonders seiner Autorität, vornehmlich in poetischer Beziehung, sehr bald huldigten. Außer den Männern lernte er auch Mädchen kennen, denen er Gedichte widmete. In der ersten Gruppe der Jugendlieder im Jahre 1829 dämmert jenes erste Liebesgefühl, das ein langsames Entfernen von der Flegelzeit sichtbar andeutet.

Indessen arbeitet er unermüdlich an seiner Ausbildung fort, borgt Bücher aus, wo er nur kann. Mitunter schreibt er auch schon Aphoris-

men über das Weltall, und kennzeichnet durch die Form sowohl wie den Inhalt sein eigenartiges künftiges Leben. Und je näher er den Musen rückte, um so schmerzvoller empfand er die grausamen Stöße der Umgebung, weshalb sein ganzes Sinnen hinfort dahin ging, sich so schnell als möglich von dieser „Sklaverei“, nicht anders nannte er je die „Staatswohnung“, wo er die Schmerzen erduldete, zu befreien. Nun beschäftigte er sich mit dem Gedanken, Schauspieler zu werden, jedoch den Entschluß, der wohl aus der Not entsprungen, hat er aufgegeben. Er beschloß, auch der Poesie für einige Zeit zu entsagen, und vorläufig Latein zu lernen, um dann doch irgendwie eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Da müssen wir verweilen und uns mit dem Werdegang des heranreifenden Jünglings um so eingehender befassen, als wir dadurch die Vorzüge und Nachteile, die im Vergleich zu einem öffentlichen Mittelschüler dem Autodidakten Hebbel erwuchsen, klar sehen können. Die Schule hatte damals fast nur theoretische, richtiger trocken-wissenschaftliche Gesichtspunkte in den Vordergrund, ja Mittelpunkt gestellt. Freilich hatte ein abstrakter Unterricht weder die Außentätigkeit noch die Innenbewegung der Schüler angeregt. Er vermag auch die vielseitigen Empfindungsmotive des Interesses nicht zu berücksichtigen und noch weniger die unwillkürlich ersprießenden ästhetischen Gefühle nutzbar zu machen. Demgegenüber ist es dem Autodidakten gegeben, seine nach Selbständigkeit trachtende Individualität in jedem einzelnen Falle den Außenwirkungen gegenüber so zu üben, wie es seine Verhältnisse und sein Wesen erheischen. Und so tat auch Hebbel, daß er die Entfaltung seiner Kräfte immer in Einklang mit seiner Lage und Natur zu bringen suchte. Freilich hatte Hebbels einseitige Ausbildung auch ihre Mängel, schlechthin äußere, indem sie die Kontinuität der Entwicklung hemmte. Denn wir sehen, in den klassischen Sprachen und Mathematik, Physik und anderen Nebendingen von Schulgegenständen hatte er sich nichts angeeignet und war so hinter den jüngsten Gymnasiasten zurückgeblieben; und, insofern Herbart und die damalige Auffassung zwischen Vielseitigkeit und Individualität scharf unterscheiden, mußte Hebbel großen Schaden beim Gleichgewicht der seelischen und geistigen Beschaffenheit erleiden. Doch der weitere Werdegang Hebbels und die heutige Pädagogik zeigen, daß eine starke Individualität auch ohne vom Lehrplan vorgeschriebene Kenntnisse günstig gedeihen und ein rascheres Entfalten des Charakters zeitigen kann. Hebbels Mittelschule waren die Amtsräume, wo er in sozialer, nationalökonomischer und sittlicher Hinsicht,

ferner, was in den Lehranstalten sicherlich vermißt wurde, in Bürgerkunde, Handel und Gewerbe, mithin in praktischer Menschenkenntnis solche Wissenszweige sich aneignete, welche die produktive Seele des Jünglings unvergleichlich mehr als Sprachen und Arithmetik befruchteten. Die Literatur beschäftigte ihn jedenfalls weit gründlicher als die Gleichaltrigen, die in der Schule höchstens deren Geschichte eingetrichtert bekamen; auch hätte die Schule sonder Zweifel seine Phantasie ins Joch geschlagen und so künstlich seinen eigentlichen Lebensberuf beeinträchtigt. Nach all dem möchten wir Hebbel als einen aktiven Typus bezeichnen, worin sich Energie des Geltendmachens des eigenen Ich gegenüber der Umgebung in schaffender Richtung charakterisiert. Als solcher zeigt er sich auch darin, daß er Geschichten, die nie vorgefallen sind, erzählt, nicht etwa aus Freude an der Lüge, sondern als Äußerung seines dichterischen Vermögens, da in ihm dabei ein solcher Prozeß vorgeht, wie wenn er in Dichtungen Charaktere darstellt.

Das Latein ging inmitten der vielen amtlichen Arbeiten und der drückenden Umwelt schwer vonstatten, er möchte um jeden Preis in eine andere Lebenslage flüchten, um sich, wie er an Uhland schreibt, „einige Bildung zu erwerben". Auch an Öhlenschläger läßt er schreiben, ja selbst nach Griechenland ginge er, ehe „seine Seele durch den langjährigen Kampf ihre Spannkraft verliert". Nur seine mannigfachen literarischen Erzeugnisse trösteten ihn über alle Unannehmlichkeiten hinweg, bis er am 13. Oktober 1834 von seinem Prinzipal statt eines Maturitätszeugnisses ein Kopistendiplom erhielt, womit er endlich durch Vermittlung der Frau A. Schoppe nach Hamburg übersiedeln konnte.

Obgleich wir noch nicht ein vollständiges psychologisches Porträt von dem Jüngling beim Abzug aus seiner Vaterstadt entwerfen können, wollen wir dennoch wenigstens eine skizzenhafte Individualanalyse geben. Sein Äußeres in diesem Alter kennen wir zuverlässig aus der Beschreibung seines Landsmannes Claus Groth. Er war zweifellos reifer als seine gleichaltrigen Genossen, war er ja bei der juristischen Behörde immer gezwungen, durch die Reizgruppe verschiedener wichtiger Gegenstände sein Interesse auf solche Ereignisse hinzulenken, welche nicht nur eine höhergradige synthetische Funktion des Geistes beanspruchen, sondern auch das Vorhandensein starker Gefühlselemente erheischen. Er mußte in jedem Falle nach Grund und Ursache fragen, die gesamten logischen Verhältnisse überblicken und sie in eine abgeschlossene Einheit zusammenfassen lernen,

wodurch dann aber auch seine Intelligenz intensiver als bei den Jünglingen des Gymnasiums gedieh. Gesteht er doch später selbst, er habe seit Wesselburen keine einzige wirklich neue Idee mehr gewonnen, nur weiter entwickelt.

In der Hansastadt bereitete er sich für die Reifeprüfung vor, vermochte sie aber nicht zu bestehen. Der Examinator verstand nicht seine Begründung, worin er sich „auf die Rechte der Individualität" beruft. Die herrliche Abhandlung über „Körner und Kleist" hätte ihm ja die Reife des Privatschülers Hebbel erhärten müssen.

Ein Jahr später, also im Frühling 1836, finden wir ihn in Heidelberg, wo er sich nur als außerordentlicher Rechtshörer inskribieren lassen konnte. Dennoch besuchte er fleißig die Vorträge. Es fand sich auch ein Professor Thibaut, der Verständnis für Jugendforschung besaß und ihm bald riet, die Jurisprudenz aufzugeben, weil er für anderes geschaffen sei. Und auch er selbst entblättert ein subtiles Fältchen seiner Seele und zeichnet sich selbst jetzt als „eine zum Selbstbewußtsein gelangte Individualität" auf. Student ist er somit nunmehr „nur mit halber Seele".

Demgemäß geht er weiter zur letzten Station seiner Jugendzeit, nach München, wo er bald nicht mehr stud. jur., sondern „Literat" ist und hier eher Künste als Rechte studiert. Daselbst trifft ihn die Nachricht vom Tode seiner Mutter, bald auch die seines Freundes Rousseau, welch unerwartete Vorkommnisse auf sein ohnehin kümmerliches Leben unsäglich wirkten. Die Charakterveranlagung der Mutter war eine durchweg altruistische, worin das Mitgefühl vorherrschte. Immerhin hat er nun jetzt den letzten Abschnitt seiner Jugend erreicht, weshalb wir ebenfalls mit folgender Charakterisierung abschließen.

Äußerlich zeigen ihn die Bilder von Gartner ganz entwickelt; doch nicht minder in geistiger, ja künstlerischer Hinsicht. Mithin erreichte er die Form, wo „göttliche und menschliche Kraft einander neutralisieren". In Gott, als „Gewissen der Natur und gebundene Kraft", versenkt er sich immer mehr, ja fast unsichtbar tief. Das Forschen in der Natur und an den Tieren geht bei ihm geradezu instinktiv vor sich. Sein Interesse für Tiere ist nunmehr gleichsam psychologisch gestützt. Das Bewußtsein ist nicht produktiv, es schafft nicht, es „beleuchtet nur, wie die Moral". Ferner hält er nicht den Gedanken, sondern das Gefühl allein für den „Erreger aller verschlossenen Begebenheiten des Lebens und der Welt". Die Sinnlichkeit, den roten Faden seines Wesens, bestrebt er sich unablässig, zu sublimieren und definiert

sie als die „Klaviatur des Geistes“ oder, wie noch früher, als „Symbolik unstillbarer geistiger Bedürfnisse“. Auch für die Charakterologie sammelt er öfters Anhaltspunkte. So heißt es vorerst: „Eigensinn ist das wohlfeilste Surrogat für Charakter“. Er, als vorwiegender Vernunftmensch und individualistischen Charakter mit einem sanguinischen und cholerischen Temperament, sagt, wer die Menschen erkennen will, studiere ihre Entschuldigungsgründe. Ins Krankhafte lenkt er häufig hinüber, ja die Pathologie bezeichnet er zu der Zeit als eine höhere Philosophie, die verschiedenen Kategorien von Träumen scheinen ihm so klar wie das Einmaleins. Überhaupt ist ihm alles Ahnen, Glauben und Vorempfinden zugleich die „ersten Pulsschläge einer noch schlummernden in uns vorhandenen Welt“, wohin er natürlich vornehmlich das Unbewußte einreiht. Auf diesem ruht wohl seine Schöpfungsmacht, deutlicher derjenige physiologische Vorgang, demgemäß Hebbel als motorischer Typus mit einer Mischung von genügenden visuellen und nur wenigen auditiven Elementen anzusehen sei. Seinem intellektuellen Reaktionsvermögen zufolge wieder können wir ihn im Sinne Ostwalds als klassischen Typus bezeichnen. Am Ende seiner Jugendzeit hat der „Dichter in ihm seine Bildung bereits erlangt“; der Mensch blieb vielleicht noch immer etwas zurück, weshalb er immerfort für sein gestecktes Ziel weiterarbeiten müsse: vollends selbständig zu werden.

Ricarda Huch.

Zur Psychologie ihrer Kunst.

Von Hedwig Schulhof (Reichenberg).

„Nicht zwing ich deine Bahn“,
Sprach die Gestalt darauf;
„Nur eh’ du ihn getan,
Weiß ich schon ihren Lauf“

läßt Ricarda Huch, deren fünfzigster Geburtstag im Juli d. J. einen besonderen Anlaß zur genußreichen Rückschau auf ihre Werke bietet, im Gedichte „Prädestination“ das Schicksal dem Menschenkind erwidern, das all sein Streben von seiner Gebundenheit, von seiner „Determiniertheit“ gelähmt fühlt. Und die Dichterin zeigt uns überall gleichsam die Dynamik dieses unaufhaltsamen Laufs, sie zeigt uns im Sturm und in der Stille, wie durch bunte, schillernde Schleier, vom Odem des Lebens ruhlos bewegt, Ziel und „Leitlinie“ ihrer Geschöpfe, mögen sie sich

scheinbar von diesem Ziel entfernen, ja mögen sie selbst glauben ihm entgegenzuarbeiten.

. „Gib mir ewiger Jugend Glanz,
Gib mir ewigen Lebens Kraft,
Gib im flüchtigen Stundentanz,
Ewig wirkende Leidenschaft",

das klingt, von ihrer Künstlerschaft zum Wort erlöst, wie ein Chorgesang, den alle ihre Geschöpfe singen. Töne sind es zugleich aus der unendlichen Melodie eines Weltenchors, der aus der ringenden Tiefe der Menschenschwäche, der Vergänglichkeit, der Sterblichkeit aufsteigt und dessen wirbelnde Chromatik der Künstlersinn entwirrt, indem er gestaltet.

Die junge Wissenschaft der Individualpsychologie hat die gesetzmäßige Gebundenheit menschlicher Expansionstriebe, die auf Gottähnlichkeit und Unsterblichkeit ausgehen, die Genies und Narren, Heilige und Verbrecher schaffen, an naturgegebene menschliche „Minderwertigkeitsgefühle" aufgezeigt, aber der Geist der Gesetze lebt seit jeher in der Kunst, die Menschen gestaltet. Unter den Modernen wirkt er wohl nirgends reichere Wunder, als in den Werken von Ricarda Huch.

Man hat ihrer Kunst nicht selten Unwirklichkeit, Mangel an Plastik vorgeworfen, weil sie uns jene verborgene Wirklichkeit enthüllt, die sich nur dem ganz tiefschauenden Auge enträtselt, von der die Ercheinung in dunkler Symbolik zu uns spricht und die uns jeder genügsame Oberflächen-Realismus schuldig bleibt.

Jene Annäherung der Kunst an das Wesen der Dinge, welche die Romantiker inbrünstig wollten, wenn sie in ihren undramatischen Dramen das Publikum handelnd auftreten ließen, wenn sie die Grenzen zwischen Bühne und Zuschauerraum, Dichter und Kritiker willkürlich verwischten und jede szenische Geschlossenheit zerflossen erschien, diese Annäherung an das fließende Leben gelingt Ricarda Huch ganz wundersam in ihren epischen Meisterwerken. In berückender Gestaltenfülle zeigen sie uns, wie wir auf der Bühne des Menschenlebens allzumal Dichter, Darsteller und kritische Zuschauer zugleich sind, wie wir mit Mitteln, deren Unechtheit uns oft der Wirbel der Triebe verhüllt, nach eigenem und fremdem Applaus trachten, wie unser organisches Erbe in steter Wechselwirkung mit der Umwelt eine geheimnisvolle Planmäßigkeit unseres Gesamtstrebens wirkt und Tun und Werden beständig ineinander fließen.

Nirgends hat das Wort „begreifen heißt gleichen“ mehr Gültigkeit, als bei Ricarda Huchs Stellung zur Romantik, die sie in einem wundertiefen Werke vor uns auferstehen, blühen und vergehen läßt, aber ihre Neuromantik ist durchströmt von einer bewegenden Fülle neuer Erkenntnis, tief durchdrungen von dem Gefühl unlöslicher Gemeinbürgschaften in der menschlichen Gesellschaft. In ihren Schöpfungen wird daher auch die Wesensverwandtschaft der Romantik mit der Individualpsychologie, die keinem Kenner beider Richtungen entgehen kann, ebenso deutlich fühlbar, wie die Weiterbildung der ersteren in der letzteren.

Die symbolische Zeichensprache eines unbewußten Lebensplans sieht die Individualpsychologie Alfred Adlers und seiner Richtung in unserem Tun und Treiben, den unsere Konstitution, den unsere individuellen und sozialen Bedingtheiten insgeheim geschaffen haben, um dem von Natur aus unsicheren, im Verhältnis zu kosmischen und sozialen Gewalten, schwachen, unzulänglichen Einzelwesen zum Gefühl erhöhter Kraft und Sicherheit zu verhelfen, wobei abnorm gesteigerte Minderwertigkeitsgefühle zu Überkompensationen, zu Überdurchschnittsleistungen führen können, oder, der weitaus häufigere Fall, in Krankheit und Verderben locken.

Wie Offenbarungen dieses geheimnisvollen Naturwillens treten Ricarda Huchs Menschen ans Licht! In seinen Dienst sehen wir alle ihre Erfahrungen und Erlebnisse treten, so selbstverständlich wie z. B. bei Dominique im „Mondreigen von Schlaraffis“, dessen Machtwille von Kindheit an von den Minderwertigkeitsgefühlen der Armut, Unansehnlichkeit und Unwissenheit besonders gestachelt wurde, auch der Farbenrausch eines vom See gespiegelten Sonnenuntergangs flugs für seine „Leitlinie“ verarbeitet wird, indem derselbe unmittelbar den Plan auslöst, eine dem holden Wunder ähnliche Farbe herzustellen, die, als Mittel zu Reichtum und Ansehen fortan die Visionen seiner Tage und den Traum seiner Nächte mit violettem Purpur überströmt. Die Zielstrebigkeit scheint ihr immer das Gegebene, die bewußten Begründungen des Handelns, seine ethische Rechtfertigung ergibt sich schon dann irgendwie „hinten nach“, wie Ludolf Ursleu sagt, „um gleichsam den Wagen zu schieben, während die ziehenden Pferde ganz anderer Natur sind“. Dabei ist die schaffende Dichterin offenbar von der grundlegenden Wichtigkeit somatischen Erbguts und des Kindheitserlebens für menschliche Wege und Ziele genau so durchdrungen wie nur irgendein forschender Individualpsychologe. „Wenn man das niedliche Kücken nicht kennt, tut man dem Huhn im Urteil unrecht, und der edle Schwan ist

einem weniger wert, wenn man nicht weiß, daß er einmal das häßliche junge Entlein gewesen ist", das steht fest für sie. Ebenso teilt sie auch die Anschauung der Individualpsychologie, wie die kindliche Stellung zur Mutter, wie die Anlehnung an den Vater und die vorbildliche Wirkung seiner Überlegenheit das Schicksal des Menschen wesentlich mitbestimmen. Von Michael in „Vita somnium breve" sagt sie geradezu: „Die dunkle Kraft, die seine Kinderseele an seinen Vater gebunden hatte, klang immer in ihm nach, auch als eigenes Unterscheiden und Wählen ihr das Gegengewicht zu halten begannen und beherrschte seine Haltung im Leben". Sie sucht den Grund seelischer Gleichgewichtsstörungen dort, wo Alfred Adler den Ausgangspunkt und den Nährboden nervöser Erkrankungen fand, im Organischen und in dessen Entwicklungsbedingungen, wenn sie, ein Beispiel für viele, zur Charakteristik eines Menschen hinzufügt: „Man merkte ihm an, daß er, auf trockenem, sandigem Boden erwachsen, zum Ungewöhnlichen und Überschwenglichen hinstrebte, ohne etwas Entsprechendes in seiner eigenen Natur zu haben, in der Art, wie verwachsene Menschen oft die Sucht haben, sich mit buntem, auffälligem Flitter aufzuputzen." Immer aber zeigen ihre Menschen das Bild einer, im tiefsten Leben verankerten, wie durch unbewußt wirkende Planmäßigkeit von vornherein gesicherten Einheit der Persönlichkeit, so buntscheckig sie sich auch gebärden mögen.

Niemand unter den Modernen hat einen reizbareren Nerv für den Witz in der Antithese, für die Tragikomik in der Polarität der psychischen Erscheinungen, für die Bosheit, die in der Güte lauert, für die Opportunität, die den Idealismus befeuert und für die reichen Quellen des Humors, die auf unserem Wandelstern fließen, wo alles fließt, wo jede Lebenswelle im Augenblicke des Werdens mit der nächsten verschmilzt und „der vergangene und der nächste Augenblick so zwillingsmäßig miteinander verwachsen sind, daß sich kein kleinstes Stück mit Namen jetzt und Gegenwart dazwischen klemmen läßt" — und der Mensch doch immer und immer vergebens nach Sicherheiten, nach „ewigen Felsen" streben muß. Quellfrisch ist ihr Humor, eigentümlich geräuschlos wirkt ihre Tragik, weil sie uns niemals damit überrumpelt, sondern das Schicksal durchsichtig und unausbleiblich entwickelt.

Erschauernd erleben wir wechselvolles Menschenschicksal, aber zugleich sehen wir in Menschenseelen Lebensprozesse sich gesetzmäßig vollziehen und unter dem Gesetz, das ihre Dynamik bestimmt, stehen alle Leidenschaften, auch die Liebe. Als eine überragende, gebieterische Gestalt erscheint sie in dem novellistischen Kleinod, das

den Namen „Liebe“ trägt, „an ihrem Gürtel hing ein breites Schwert, das weiß aufblitzte und eine Kette von schwarzem Metall, über ihr Gesicht schien ein geheimnisvolles Götterlächeln, ohne daß ihre tragische Miene sich verändert hätte“. Allein auch sie, die Hohe, Herrliche, die Süße, Schreckliche muß sich einfügen in die verborgene Planmäßigkeit, die den Menschen beständig in den Kampf zwingt gegen seine Schwäche und Endlichkeit. In der Liebesglut jener beiden, in ihrem: „Liebe mich ewig“ liegt die grenzenlose Sehnsucht des Sterblichen nach Unsterblichkeit, deren er durch die Liebe, die das Leben weitergibt, teilhaftig werden kann, mit ihr wollen wir unsere Macht unendlich erweitern, in ihrer Dauer möchten wir aber auch sicher ruhen, denn, wie es im „Armen Heinrich“ heißt: „Es ist dem Menschen an Leib und Seele ein gewisses Bedürfnis nach schmeichelnder Liebkosung angeboren. Wenn dieses befriedigt wird, sind wir sicher, mutig und heiter, wenn nicht, greift unser Gram und Schmerz nach den wunderlichsten Ersatzmitteln und führt uns schließlich immer weiter von der wohltätigen Quelle, aus der das Labsal fließt.“

Über Schuld und Qual hinweg folgen die Menschen vor unsern Augen der Liebesleidenschaft, aber Michael fühlt die Liebe zur Rose erkalten, als es zum entscheidenden Loslösen von alle dem kommen soll, das er für nichts zu achten glaubte, da er nach ihr griff, als nach der „Krone des Lebens“, die ja stets höher schwebt, wenn unsere Hand sie berührt und bei Galeide, in „Ludolf Ursleus Erinnerungen“ ist die Liebe so sichtlich ein Weg zur Macht über Menschenseelen, daß ihr gewaltsames Sterben tatsächlich wie eine „Revolte“ wirkt gegen das Unterjochende der Leidenschaft, gegen den Zwang zur Hingabe, dem sie sich verfallen fühlt.

Für zahlreiche Frauen bedeutet das normale Frauenschicksal an sich gewissermaßen Entselbstung, sie verlieren viel von ihrem Selbst in der Ehe, namentlich „jene, die sich“, wie Ludolf Ursleu sagt, „dem liebenden Manne gegenüber wie eine Festung verhalten, alle Brücken einziehen und die Kanonenschüsse zu den Schießscharten herausgucken lassen, im Vorgefühl, daß sie sich nicht ergeben können, ohne sich zu verlieren. Ist dann die Mauer erstürmt oder die Besatzung ausgehungert und sind die Schlüssel dem Herrn ausgeliefert, so ist sie nichts für sich mehr; die Geschichte der Stadt Rottweil beschließt der Historiker, wenn sie aufhört eine freie Reichsstadt zu sein, hernach muß man sie in der Geschichte Württembergs suchen.“

Ricarda Huch hat den „männlichen Protest“, wie Adler die Gegenwehr gegen die weibliche Rolle nennt, die unsere Kultur für die in-

stinktive Wertung zur minderwertigen gestempelt hat, oft fein und tief erfaßt, niemals feiner als in Galeidens unvergeßlicher Gestalt. Ihr „sollte das Leben“, so wie es dem Ritter im „Armen Heinrich“ bewußt wird, „wie eine steigende Himmelsleiter sein, die mit jeder Sprosse an einen höhern, schönern Stern sich anlehne und deren unsichtbare Spitze in die goldene Unendlichkeit des Äthers münde“; so will es das Gesetz, aber zu allen andern Hemmungen kommt tief entscheidend das eine — sie ist ein Weib. Dies Mädchen, das „den Tod weniger fürchtete, als geradezu haßte und, wenn man so sagen darf, befehdete“, die „weit lieber ein Tierbändiger oder ein Matrose“, als eine Lehrerin sein möchte, der das Bewußtsein geliebt zu werden, das höchste Lebens-, das höchste Selbstgefühl gibt, weicht im Grunde der Bindung durch die Liebe, d. h. der weiblichen Rolle in der Ehe konsequent aus.

Nie fand ein Freier Gehör bei ihr, und als Ezard, den sie über die geliebteste Freundin hinweg liebt und erobert, frei ist, wendet sie sich plötzlich von ihm, mit dem sie indes weiter die tiefste Wesensübereinstimmung verbindet, einem andern zu, dessen unbeirrbar aufs Ziel losgehende Besessenheit sie berauscht. In tiefster Seele gedemütigt und unglücklich, rächt sie sich an ihrem Besieger, indem sie ihn, ihren Willen gleichsam in seine Hand legend, verleitet, zum Zeichen ihrer Hingabe einen Sprung aus dem Fenster von ihr zu verlangen, und dies Verlangen dann zu seinem Entsetzen mit einem triumphierenden Lachen über ihren endgültigen Sieg erfüllt.

Durch der Dichtung Schleier sehen wir in einem neuen Licht tief verborgene Wirklichkeiten des Lebens schimmern — es bedarf keiner weiteren Beispiele.

Unbewußt wirkende Planmäßigkeit, die Schwäche- in Kraftgefühl wandeln will, unentwegt aufwärtsstrebende Leitlinien, die Gegensätze männlich-weiblich, feindliche Gegensätze der Geschlechter und Klassen als fortwährende Anreize zu Spannung und Konflikt, das ganze theoretische Gerüst der Individualpsychologie — in Ricarda Huchs Kunst ist es quellendes Leben.

Von „Ludolf Ursleus Erinnerungen“ bis zum „großen Krieg“ sehen wir im weiten, blühenden Zaubergarten der Dichtung, wohin uns unsere Rückschau geführt, immer wieder, welch eine überlegene, intuitive Individualpsychologin die Dichterin ist.

Während die Wissenschaft von der Menschenseele Beweise gruppiert und Gesetze erhellt (wobei auch sie der Intuition unmöglich entraten

kann), webt die schaffende Kunst ihr lebendiges Kleid, verkündet sie Geist und Sinn der Gesetze in Gestalten voll Kraft und Schöne, die sind und sein werden.

Aus der Praxis der Psychotherapie und Pädagogik.

Ein Beitrag zur „Zögernden Attitüde".

Die folgenden Zeilen möchten einen kleinen Beitrag zu dem in Heft 1 dieser Zeitschrift von Adler dargestellten Distanzproblem liefern und in kurzen Zügen das Bild eines Mannes zeichnen, der den Vorkommnissen des Lebens mit der so oft beobachteten zögernden Haltung begegnet und den Typus des von Adler geschilderten nervösen Charakters verrät. Ein vierundzwanzigjähriger Studienkollege und Prüfungskandidat war mir dadurch aufgefallen, daß er in seinen Studien und Vorbereitungen für die demnächst abzulegende Prüfung nicht recht vorwärts kam, ja von Tag zu Tag nachlässiger wurde. Gutgemeinte Ratschläge und Mahnungen halfen wenig; sie hatten nur zur Folge, daß er sich mit Selbstvorwürfen zu quälen begann, er werde es doch nie zu etwas bringen, er sei doch so unfähig zu ernstlicher Arbeit, trotz des guten Willens usw. Deutlich war an ihm der Hang zur Zeitvertrödelung zu merken, zu erkennen, wie er dadurch die „Distanz" zwischen sich und die drohende Prüfung legte und andererseits durch seine Selbstvorwürfe erst recht an dieser „Distanz" festhielt. Meine Beobachtungen an ihm ergaben mir bald, wie er in allem und jedem den Eindruck eines haltlosen und unselbständigen Menschen machte, der den geraden Weg mied, um jeglicher Entscheidung ausweichen zu können. Daß er sich selbst seiner „Schwäche" bewußt war, zeigt sein „Tagebuch", das er mir zur Verfügung stellte, und aus dem ich einige Zeilen hier anführen will:

„. . . Immer war ich ein schüchterner, nicht übermäßig lebendiger Junge gewesen. In der Schule nie fleißig, doch keiner von den schlechten Schülern und trotz gelegentlicher übermütiger Streiche bei den Lehrern ziemlich beliebt. Beliebt zu sein, belobt zu werden, überhaupt im Mittelpunkt zu stehen, einer zu sein, ‚von dem man redet', das war ja immer mein Wunsch.

. . . Das Unbekannte fürchte ich. Den Weg zu gehen, dessen Ziel ich nicht sehe, nicht kenne, davor schrecke ich zurück . . . Jedem Streite begegne ich von vornherein durch friedliches Wesen. Ist der Streit da, suche ich zu vermitteln, will im Guten lösen, was böse enden könnte. Denn ich bin wohl feig.

. . . Ich suche die Liebe. Ich kann nicht allein sein, ich brauche einen Menschen, an den ich mich halten kann, einen Menschen, der mir nahe steht, dem ich mich anvertrauen kann . . . Zeit meines Lebens hielt ich mich für den Schwachen, für den, der nachgeben muß. Wohl habe ich Augenblicke, da sich in mir etwas regt, das mich zu Höherem ziehen möchte, emporziehen — Augenblicke sind es nur, dann sinkt alles wieder zusammen, ein kleiner Anstoß genügt, um mir das Bewußtsein doppelter, gesteigerter Schwäche vor Augen zu führen . . . Ich kenne keine Tiefe, alles in mir ist oberflächlich, tausend Dinge könnte ich beginnen, keines voll und ganz zu Ende führen, voll und ganz erfassen . . . Meine geistigen Fähigkeiten schätze ich sehr gering ein. Und von diesem Gedanken geht mein ganzes Tun und Lassen aus. Es ist gleichsam wie ein Schicksal, daß ich den

strengen Forderungen des Lebens nicht gewachsen bin, machtlos bin und wohl auch machtlos bleiben werde. Vielleicht fühle ich gerade darum den Hang in mir, die Taten anderer stets zu bewundern, jede Leistung — namentlich auf künstlerischem Gebiete — maßlos zu überschätzen und daneben meine eigenen Fähigkeiten so klein, so gering zu finden.

. . . Der Frau gegenüber bin ich im Grunde zaghaft und schüchtern. Die Frau stelle ich sehr hoch. In ihr sehe ich etwas Großes, Heiliges, Heiligmachendes. Jede Liebe zur Frau geht bei mir gleichzeitig in Anbetung und Verehrung über. Alles Glück kommt für mich durch die Frau. Und nun ist der Zwiespalt da: gerade dieses eine wird mir nie zuteil. Die Frau kann mir nichts geben, weil ich der Frau nichts geben kann. Weil ich schwach, haltlos, machtlos bin."

Diese Zeilen bedürfen keiner Erklärung. Deutlich erkennen wir alle die mannigfaltigen und verschiedenen Kampfmittel des Schwachen, die er anwendet, um seinem Lebensplane gerecht zu werden. Die Unselbständigkeit, das Suchen nach einem Halt, das betonte Gefühl eigener Minderwertigkeit, das sind Kunstgriffe, mit denen er arbeitet, um die anderen in seinen Dienst zu zwingen, selbst aber vor jeder Entscheidung und Verantwortung sicher zu sein. Er nennt sich schwach und unvermögend — und stellt sich dadurch das schönste Hindernis in den Weg, mit dem er gleichzeitig seine „Distanz" sichert. Er vergleicht seine Fähigkeiten mit denen anderer Menschen, die er, um sicher zu sein, überschätzt, während er in seinem Ehrgeiz die eigenen Leistungen unterschätzt. Die „Bewunderung der anderen" dient ebenso als Distanz, wie seine Anbetung und Verehrung der Frau letzten Endes nichts anderes ist als die „Furcht vor der Frau", die Furcht vor der Entscheidung.

R. Maucich.

Referate.

Rabindranath Tagore, Sangesopfer. Kurt Wolff, Leipzig.

Rabindranath Tagore, der indische Dichter und Erzieher, dessen „Sangesopfer" (Verlag Kurt Wolff, Leipzig) durch den Nobelpreis eine, ihrer Eigenart einigermaßen widersprechende „Allgemeinverbreitung" gefunden haben, ist im tiefsten Wesen der Gegenpol zu Prometheus, der, welcher in der Verschmelzung sucht, was jener in der Auflehnung wollte: — Gottähnlichkeit! Die Gleichheit des Zieles und die Verschiedenheit des Weges rufen für den Individualpsychologen den Vergleich.

Ihm gilt es dasselbe, ob Prometheus trotzt:

„Hier sitze ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden und zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und sein nicht zu achten,
Wie ich!"

oder des gottsüchtigen Inders Ekstase, in visionärer Zwiesprache des Sterblichen mit dem Unsterblichen, des Unmächtigen mit der Allmacht, ruft: „Wie der Sturm sein Ziel im Frieden sucht, wenn er den Frieden bekämpft mit all seiner Macht, so schlägt mein Aufruhr gegen deine Liebe und doch ist mein Schrei: Ich brauche

dich, nur dich! — Denn: ‚Du setztest eine Schranke im eigenen Sein — — — und diese deine Selbsttrennung ist in mir Leib geworden. Das große Schauspiel von dir und mir hat sich über den Himmel gebreitet. Von der Melodie von dir und mir erzittern die Lüfte, — Zeitalter vergehn mit dem Verbergen und Suchen von dir und mir.“

Und wie der „Menschenbildner“ nach Allmacht drängt, weil ihm vorschwebt:

— „daß solches Los dem Menschen
Wie dem Tiere ward,
Nach deren Urbild er sich Bess'res bildete,
Daß eins dem andern einzeln oder auch geschart
Sich widersetzt, sich hassend aneinander drängt,
Bis eins dem andern Übermacht betätigte“,

so hat der Inder diesen Weg zur Macht fürchten gelernt. In der Inbrunst seines „tat wam äsi“ wohnt das Erkennen: Wer allein frei sein will von Mann zu Weib, von Mensch zu Mensch, den straft das „Gesetz“, wie den Gefangenen, der auf die Frage: „Wer war's, der deine Ketten schmiedete?“ erwidern muß:

„Ich war's, der diese Ketten mit Sorgfalt geschmiedet. Ich glaubte mit unbesiegbarer Macht die Welt zu fesseln, um Freiheit nur mir ungestört zu erhalten. So wirkte ich Tag und Nacht an der Kette mit grausamen, harten Schlägen. Und als das Werk getan, vollendet die Glieder und unzerbrechbar, — da fand ich mich selbst in ihrem Griff.“ Ob Prometheus die Götter von ihrer Höhe zu sich herabreißen will:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonne, als euch Götter!“

oder der indische Pilger zu Gott den Rausch des Ewigkeitsgefühls im Hinüberströmen ins Schöpferische sucht, das die Worte wollen: „Der gleiche Strom des Lebens, der Tag und Nacht durch meine Adern fließt, fließt durch die Welt und tanzt in rhythmischen Massen. — —

Ich fühl' meine Glieder erstarken von der Berührung der Welt und des Lebens. Und mein Stolz stammt aus dem Lebenspuls der Äonen, die durch meine Adern tanzen, in diesem Augenblick“, — sie folgen beide dem Gesetz, das den Menschen über sich hinaus reißt, — heraus aus dem Gefühl der Schwäche, der Unsicherheit der Endlichkeit, das Unzählige der Neurose überliefert und einige Auserwählte zum schöpferischen Werk, zur künstlerischen Tat treibt und drängt. Wie sich dem kundigen Auge des Arztes die „Leitlinie“ enthüllt im wirren Durcheinander scheinbar einander widersprechender neurotischer Symptome, so wird dem, der mit uns den Sinn sucht und das Gesetz im Werden der Mythe und des Kunstwerks, die Demut der „Gitanjali“ transparent. Er weiß, daß sie dasselbe will wie der trotzige Stolz des Titanen, während er den mystischen Sehnsuchtsliedern des Gottsüchtigen lauscht, hingegeben ihrer wundersamen Melodie, die an das Rauschen des Meeres gemahnt, das in brausender Hochflut sternwärts will, sternwärts muß — immerdar!

Sch.

„Individualpsychologische Darstellung eines nervösen Symptoms“ von Dr. J. Birnstein, Odessa. (Zentralbl. für Psychoanalyse und Psychotherapie. 1914, Heft 7/8.)

Der Verfasser unterzieht ein von ihm bei einer Patientin während der psychotherapeutischen Behandlung konstatiertes nervöses Symptom einer psychologischen

Deutung und berührt im Vorbeigehen die verschiedenen Probleme der individualpsychologischen Schule. Er bespricht dabei etwas eingehender die Frage der sogenannten „Übertragung" und des „Widerstandes" — Fragen, die für die Aufdeckung des seelischen Mechanismus der neurotischen Attitüden von nicht geringer Bedeutung sind. Diese zwei Punkte, die sich scheinbar mit den zwei Hauptrichtungen der psychoanalytischen Strömungen berühren, unterwirft der Verfasser einer kritischen Beleuchtung und gelangt dabei zu folgenden Schlüssen: 1. Was die „Übertragung" verschiedener Gefühle des Kranken auf den Arzt betrifft, so stellt sich der Verfasser entgegen der Behauptung der Freudschen Schule, die das Entstehen der Übertragung bekanntlich von der analytischen Vertiefung in die ins Unbewußte verdrängten krankheitverursachenden Komplexe abhängig macht, auf die Seite der Adlerschen individualpsychologischen Schule, nach der die Übertragung auf den Arzt, die sich selbst als nichts Ausschließliches, für sich allein Bestehendes darstellt, keineswegs als Resultat einer Vertiefung in die Gefühlssphäre des Patienten erscheint, sondern, ebenso wie der Widerstand, als typisches Merkmal der gegebenen psychischen Konstitution erkennen läßt und, ihrem inneren Wesen nach, dem individuell-charakterologischen Gefühlsmodus des Neurotikers entspricht und also vollständig mit der Leittendenz seines Lebensplanes kongruiert. Sowohl die „Übertragung" als auch der „Widerstand" lassen sich als gewöhnliche (in gewissem Grade quantitativ verstärkte) Kunstgriffe, Kniffe und Konstruktionen auflösen, die als Ziel einerseits die Erlangung der Überlegenheit über den Arzt, dessen Entwertung, und andererseits den Aufbau von Sicherungsmaßnahmen u. a. im Auge haben, d. h. also wiederum die Konstatierung von Maßnahmen, die vom Kranken in seinem Kampfe für die Erhaltung der herrschenden Position — die Erhaltung seines Persönlichkeitsgefühls auf der fiktiven Höhe — unverwandt konstruiert werden. Die Betonung der Kunstgriffe findet ihre Erklärung in dem Umstande, daß der Kranke in der Person des Arztes ein besonders feindliches, weil, als — ob, den freien Lauf seines Gefühlsstromes behinderndes sowie mit der Entlarvung seiner sein wahres, haßerfülltes Wesen maskierenden Gegenfiktionen drohendes Element empfinden muß. Diese Betonung und Verstärkung der üblichen Affekt-Konstruktionen scheint es auch gewesen zu sein, was die Forscher der Freudschen Richtung irregeführt hat.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung gibt der Verfasser zu erkennen, daß er auf Grund einiger in der Abhandlung zitierten Stellen aus einer Freudschen Arbeit geneigt ist, eine, wenn auch teilweise Befreiung von der starren Voreingenommenheit anzunehmen, die in den Kreisen der orthodoxen Gruppe herrscht, und gibt der Hoffnung auf die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit auf den weiten Gebieten der Psychopathologie in der nächsten Zukunft Ausdruck.

Zur Erlangung eines klaren Verständnisses für die Äußerung des beschriebenen „nervösen Symptoms" als „männlichen Protest" usw. empfiehlt der Verfasser dem Leser, sich mit den charakterologischen Einzelheiten sowohl der gesamten psychischen Struktur der Patientin, als auch im besonderen des erwähnten Symptoms bekannt zu machen. (Autoreferat.)

Dr. Charles K. Mills: „Silas Weir Mitchell, M. D. LL. D. His place in Neurologie". (The Journal auf Nervous and Mental Diseases. Vol. 41, Nr. 2. New York. Febr. 1914.)

Der am 4. Januar erfolgte Tod S. W. Mitchells bietet dem Autor den äußeren Anlaß, in einem ehrenden Nachruf die Verdienste des berühmten amerikanischen Neurologen und Physiologen zu würdigen. Mitchell wurde 1830 geboren, erhielt im Jahre 1850 am Jefferson Medical College seinen Doktorgrad, widmete sich zuerst der Physiologie, um dann von diesem Gebiet aus seinen Weg zur Neurologie zu finden. Den ersten Anlaß zu rein neurologischen Untersuchungen bot ihm der amerikanische Bürgerkrieg, den er als Assistenzarzt mitmachte. Ein Ergebnis dieser Untersuchungen war der 1872 erschienene Band: „Injuries to Nerves and their consequences" (Nervenverletzungen und ihre Folgen). Darauf folgten, neben einer bedeutsamen Abhandlung im „American Journal of the Medical Sciences", April 1869, eine Reihe weiterer Schriften, von denen seine „Vorlesungen über nervöse Erkrankungen der Frauen", 1881, und die „Klinischen Vorträge über nervöse Krankheiten", 1895, besonders hervorzuheben sind. Mills faßt seine Bedeutung für die medizinische Wissenschaft in vier Punkten zusammen: sie liegt 1. in seinen Beobachtungen der Verletzungen und Erkrankungen der peripheren Nerven; 2. in seinen physiologischen Untersuchungen des Zerebellums; 3. in seinen therapeutischen Methoden bei Krankheiten des Nervensystems; 4. in der Erforschung neuer, mehr oder minder bis dahin unbekannter klinischer Fälle (z. B. der Erythromelalgie oder der Mitchellschen Krankheit). Mitchell vertrat immer und mit Nachdruck seine Überzeugung, die er auf reiche Erfahrung stützen konnte, daß in nervösen Erkrankungen das psychische Moment von großer, nicht zu unterschätzender Bedeutung sei, daß demgemäß eine zielsichere Therapie psychologisch fundiert sein müsse.

Mitchell war eines der 35 ordentlichen Mitglieder der American Neurological Association, und im Jahre 1908 Präsident dieser Vereinigung. Er war es auch, der die Gründung einer neurologischen Abteilung im Presbyterian Hospital in Philadelphia durchsetzte. Die Universität von Pennsylvania ernannte ihn zum Professor; er nahm jedoch die Berufung nicht an. Doch hielt er durch kurze Zeit Vorlesungen an der Philadelphia Polyclinic.

Durch Mitchells Tod hat Amerika einen seiner besten Namen, die neurologische Forschung einen bedeutenden und maßgebenden Vertreter verloren. Max Cresta.

Dr. Alfred Adler: Zur Kinderpsychologie und Neurosenforschung. (Wiener klinische Wochenschrift 1914, Heft 17.)

Hebt die Unselbständigkeit und damit in Zusammenhang die „verstärkten Forderungen" von Kind und Nervösen hervor, betont die Spiegelung von Vergangenheit, Zukunft. Gegenwart und Ziel im Phänomen des Charakters. Affekts, Symptoms und weist darauf hin, daß das Maß von unbewußter Regulierung der Haltung eines Menschen mit seinem unbewußten Lebensplan in Einklang steht. Je nach individueller Erfahrung und Situation können verschiedene Phänome auf das gleiche Ziel gerichtet sein. — Das Kind erleidet nicht seine Erfahrungen, sondern „macht" sie. Polemik gegen Jungs Mißverständnis des Aktualkonflikts. Der Aktualkonflikt ist in seiner Entstehung und Bedeutung von der Lebenslinie abhängig.

Hinweise auf die Befunde Adlers, den männlichen Protest betreffend, über das Unbewußte, über Platzangst, Fetischismus, Zwangsmasturbation, Enuresis usw. finden sich in dieser Arbeit, die mit folgenden Leitsätzen schließt:

I. Im Begriff des „Lebens" ist der organische und seelische Modus bereits vorgebaut, der uns als „Zwang zur Zielsetzung" überall entgegentritt.

II. Der ununterbrochene Anreiz zur Zielstrebigkeit ist beim Menschen durch Gefühle der Insuffizienz gegeben. Was wir Triebe nennen, ist schon der Weg und erweist sich als durch das Ziel orientiert; und die Fähigkeit des Wollens sammelt sich trotz scheinbarer Widersprüche, um zu diesem einheitlichen Ziele durchzudringen.

III. Genau so wie ein insuffizientes Organ eine unerträgliche Situation schafft, aus der zahlreiche Kompensationsversuche ihren Ursprung nehmen, bis sich der Organismus seiner Umwelt wieder gewachsen fühlt, — ebenso erwirbt die Seele des Kindes in ihrer Unsicherheit jenen Fond von Kraftzuschüssen, die seine Gefühle der Unsicherheit überbauen.

IV. Die Erforschung des Seelenlebens hat in erster Linie mit diesen tastenden Versuchen und Kraftanstrengungen zu rechnen, die aus den konstitutionell gegebenen Realien und unter probeweisen, schließlich erprobten Ausnützungen des Milieus erwachsen.

V. Jedes seelische Phänomen kann deshalb nur als Teilerscheinung eines Lebensplanes verstanden werden. Alle Erklärungsversuche, die davon Abstand nehmen, um durch Analyse der Erscheinung, nicht ihres Zusammenhanges, in das Wesen des kindlichen Seelenlebens einzudringen, sind deshalb als verfehlt zu erklären. Denn die „Tatsachen" des Kinderlebens sind nie als fertige Tatsachen, sondern im Hinblick auf ein Ziel als vorbereitende Bewegungen zu sehen.

VI. Nach diesem Konspekt aber geht nichts ohne Tendenz vor sich. Wir wollen es hier unternehmen, folgende Leitlinien als die wichtigsten hervorzuheben:

a) Ausbildung von Fähigkeiten, um zur Überlegenheit zu gelangen; b) sich messen mit seiner Umgebung; c) Erkenntnisse sammeln; d) Empfinden eines feindseligen Charakters der Welt; e) Verwendung von Liebe und Gehorsam, Haß und Trotz;	Realtätigkeit.
f) Ausbildung des „Als ob" (Phantasie, symbolische Erfolge); g) Verwendung der Schwäche; h) Hinausschieben von Entscheidungen: Deckung.	Imagination.

VII. Als unbedingte Voraussetzung dieser Richtungslinien findet man einzig ein hoch angesetztes Ziel, das im Unbewußten bleiben muß, um wirksam zu sein. Dieses Ziel ist je nach Konstitution und Erfahrung mannigfach konkret eingekleidet und kann in dieser Form, regelmäßig in der Psychose, bewußt werden.

VIII. Die regelmäßigste Einkleidung, neben der im Bedarfsfalle andere oft scheinbar widersprechende zu finden sind, ist nach dem Schema „Mann-Weib" gebildet und deutet auf die Summe aller Macht, deren das Kind teilhaft werden will. Der darin erfaßte Gegensatz, in der Regel das Weibliche, wird als das feindliche Element, zugleich als das zu unterwerfende bekämpft.

IX. Alle diese Erscheinungen treten beim Nervösen scharf hervor, weil der Patient sich bis zu einem gewissen Grade durch seine Kampfstellung jeder weitergehenden Revision seiner kindlichen Fehlurteile entzogen hat. Dabei kommt ihm sein dadurch gefestigter solipsistischer Standpunkt sehr zu Hilfe.

X. So kann es uns nicht wundernehmen, zu erfahren, daß jeder Nervöse sich derart benimmt, als ob er den Beweis seiner Überlegenheit, immer auch den über die Frau ununterbrochen zu erbringen hätte. (Autoreferat).

E. v. Koehler: „Warum denken wir im Wachen in Worten, im Traume in Bildern?“ (Psych.-neurot. Wft. 1914, Nr. 46.)

Rudolf Weber (Genf) hat diese Frage aufgeworfen. Die vorliegende kleine Arbeit ist ein Versuch, auf Grundlage des Freudschen Lustprinzips die Frage dahin zu lösen, „daß unser Seelenleben die größere Anzahl angenehmer Eindrücke durch das Auge empfängt“.

Eine Fortsetzung dieser Arbeit ist in Aussicht gestellt. Geht man von unserer Traumanschauung aus, so erweist sich ein zweiter Gesichtspunkt als bedeutsamer. Der Traum ist für uns ein probeweiser Anschlag in Beziehung auf eine zu lösende Aufgabe. So kommt der Träumer von selbst in eine seelische Situation, in der das Handeln, nicht das Reden von Bedeutung wird. Es wäre ein wertvolles Ergebnis, wenn der Autor auch diesem Standpunkt aus seiner Richtung her gerecht würde.

Semi Meyer (Danzig): „Organische und geistige Entwicklung“. (Deutsche med. Wochenschrift 1914, Nr. 19.)

Enthält einen Hinweis auf die Unhaltbarkeit der „Entfaltungslehre“ und deckt sich so mit den Anschauungen der Individualpsychologie. Von der wichtigsten Voraussetzung seiner Anschauung, der Zielsetzung, spricht der Autor in dieser kleinen Arbeit nicht, aber seine Hinweise lassen sich nur so verstehen, da andernfalls die Richtungslosigkeit des Wollens nicht verwendbar wäre. „. . . der Mensch ist geistig nicht nur Erbe, sondern mit einem ererbten Besitz von Fähigkeiten, der Selbsteinpassung in wechselnde Verhältnisse, ausgestattet, führt er sein Dasein als eine geistige Persönlichkeit, die aus Rückschau zur Vorschau gelangend, zu einem eigentlichen Lebenslaufe, und einem Schicksale über dem der Art zugelassen ist.“ Die Frage nach dem Wesen der „Selbsteinpassung“ könnte den Autor leicht bis zur „Zielsetzung“ im Sinne der Expansionstendenz führen, durch die sich die Individualität über ihren Realien aufbaut. A.

Sitzungsberichte des Vereins für Individualpsychologie.

Sitzung vom 14. März 1914.

1. Kleine Mitteilungen: a) Dr. Bloch: Aus Roseggers „Waldheimat“. b) Dr. Furtmüller: Referat über C. G. Jungs Vortrag auf dem Kongreß in München: „Beitrag zum Studium der psychologischen Typen“.
2. Hr. Tagliapietra: „Beiträge zur Psychologie der Musik“.

Der Vortragende ging von der physio-psychologischen Wirkung einfachster Tonverbindungen aus und zeigte, daß manche von ihnen als männlich, andere als weiblich empfunden werden. Aus dieser immanenten Symbolik der musikalischen Sprache, die in der psychischen Wirkung gewisser Farbenkombinationen ihre Analogie finde, sei die affektive Wirkung der Musik zu verstehen, wobei sich deutliche Beziehungen zur individualpsychologischen Auffassung des Geschlechtsproblems (männlich-weiblich, oben-unten) ergaben.

In der Diskussion weist Dr. Adler darauf hin, daß die vom Vortragenden durchgeführte Analogisierung zwar sicher berechtigt sei, doch handle es sich dabei um primitive Anschauungsformen, die nicht für die Musik charakteristisch seien.

Dr. Wexberg: Daß man das Schema „Männlich-Weiblich“ in der Musik finden könne, sei nicht zu bezweifeln; doch nur, wenn man es darin suche.

A priori sei diese Symbolik nicht gegeben, werde auch durchaus nicht allgemein empfunden.

Hr. Glassner: Das Wesen der Musik sei Rhythmus und Störung des Rhythmus. Ebenso könne auch das Leben philosophisch definiert werden.

Sitzung vom 21. März 1914.

1. Kleine Mitteilungen: a) Dr. Adler: Psychische Behandlung der Chorea minor. b) Frl. Horwitz: Referat über Smith: „Zur Psychologie der Tagträume.
2. Dr. Furtmüller: „Über Moralunterricht".

Angesichts des oft leidenschaftlichen Streites um die Methoden des Moralunterrichts hält es der Vortragende für notwendig, vorerst die Frage aufzuwerfen, was von einem Moralunterricht überhaupt erwartet werden dürfe. Er verweist auf die Theorie der individuellen Entstehung der Ethik, die er in seiner Schrift „Psychoanalyse und Ethik" zu geben versucht hat; aus ihr scheint ihm zu folgen, daß für die Entwicklung ethischen Erlebens im Kinde direkte Erziehungseingriffe oder spezieller Moralunterricht nicht nötig seien; ihnen könne nur eine klärende und korrigierende Aufgabe zukommen. Da aber andrerseits die ethische Form des subjektiven Erlebens keinerlei Gewähr biete für das objektiv Ethische der ganzen Persönlichkeit, bleibe die ethische Erziehung den schwierigsten Charakterproblemen gegenüber wirkungslos und könne höchstens einen trügerischen Formwandel erzielen; sie habe sogar ihre spezifischen Gefahren. Demgegenüber legt der Vortragende das Hauptgewicht auf die „vorethische Erziehung", d. h. auf die plan- und zweckmäßige Beeinflussung derjenigen Erscheinungen in der kindlichen Psyche, aus denen heraus auch das ethische Erlebnis erst seinen Ursprung nehme, also des Minderwertigkeitsgefühls und der darauf reaktiven Erscheinungen des (vorethischen) Gehorsams und Trotzes. Der Vortragende erläutert seine Ausführungen durch zahlreiche Beispiele aus der pädagogischen Literatur und Praxis.

Diskussion: Frau Dr. Furtmüller bezweifelt die praktische Durchführbarkeit eines Moralunterrichtes. Allerdings sei das Erziehungsprinzip, das sich aus der Individualpsychologie ergibt: die Kinder mit ethischen Forderungen zu verschonen, sie „in Ruhe zu lassen" — schon dort nicht mehr durchführbar, wo eine Schädigung der Mitmenschen in Betracht komme.

Dr. Adler: Die Vieldeutigkeit des ethischen Phänomens zwinge uns, die Linie des Individuums darin aufzusuchen. Ethik sei die Inkarnation des Gemeinschaftssinnes. Die „vorethische Erziehung" sei eine Klärung der Lebenslinie des Kindes. Das Ziel sei Erziehung des Kindes für die Gemeinschaft.

Dr. Bloch meint, der Moralunterricht wäre den einzelnen Fachdisziplinen, vor allem der Geschichte, anzugliedern. Hr. Leitner weist auf die versteckte Aggression im Schuldgefühl des Schülers hin.

Sitzung vom 28. März 1914.

1. Kleine Mitteilungen: a) Hr. Freschl: Aus Nietzsche. b) Dr. Oppenheim: Über Rostands „Cyrano de Bergerac".
2. Diskussion über das Verhältnis von Kindern und Neurotikern zu Tieren.

Dr. Adler weist auf die Tier-Symbolik der Charaktereigenschaften hin, die oft im Sinne einer Entwertung des Menschen benützt werde. In pathologischer

Form wird dies an einem Fall von Dementia praecox gezeigt. Bericht über den Fall.

Frau Dr. Adler bespricht an der Hand eines Beispieles aus Henri Lichtenbergers Roman „Le petit roi" den kindlichen Herrschtrieb Tieren gegenüber.

Frau Dr. Kramer, Frl. Mandel und Herr Dr. Kramer referieren über eine größere Anzahl von Schülerarbeiten, in denen das Thema des individuellen Verhältnisses zu Tieren behandelt war. Frau Dr. Furtmüller referiert über eine amerikanische Statistik über Lieblingstiere der Kinder.

Sitzung vom 4. April 1914.

1. Kleine Mitteilungen: a) Dr. Adler: Über das Distanzproblem in einem Falle von Paranoia.
2. Diskussion über das Verhältnis von Kindern und Neurotikern zu Tieren (Fortsetzung.)

Hr. Freschl sieht das Wesentliche der Frage in der Tendenz der Kinder, die Herrschaft über das Tier zu gewinnen. Über die Frage, inwieweit Kinder bei Tieren menschliche Gefühle und Gedanken voraussetzen, sprachen Hr. Freschl, Dr. Wexberg, Frau Dr. Furtmüller und Dr. Weiß. Es sprachen ferner Hr. Leitner, Hr. Tagliapietra (kasuistische Mitteilung) und im Schlußwort Dr. Adler.

Sitzung vom 18. April 1914.

1. Hr. Leitner: Versuch einer psychologischen Skizze von G. Hauptmanns: „Und Pippa tanzt". Leitner weist darauf hin, wie Hauptmann eine traumhafte Atmosphäre über Dinge und Menschen zu breiten versteht. Der Hauptgestalt des Dramas verlieh Hauptmann Züge und Kräfte einer Hexe, und durch diese Züge — Adler hat ja in der Hexe eine häufige Zielvorstellung weiblicher Einfühlung erkannt — hat er ihr auch wie ihre Wirkung auf die Personen der Handlung beigegeben. Pippa ist nichts anderes als das Symbol von heißen Wünschen, ein Gedanke, der dem übernächtigen Kopfe des Handwerksburschen entsprungen ist.

In der Diskussion wird die Erscheinung des Hexentypus in Hauptmanns Dramen erörtert.

2. Frl. Horwitz: Referat einer Arbeit Smith': „Über das Spielen mit Puppen".

3. Dr. Adler berichtet von Träumen (eines Morphinisten und eines Alkoholikers, dann eines Paranoikers), in denen sich deutlich die Tendenz zur Unverantwortlichkeit und Schuldabwälzung widerspiegelt.

Das Thema der Diskussion war die Tendenz zur Schuldabwälzung in der Psychose und im Traum. (Hr. Freschl, Dr. Wexberg.)

Mitteilung der Redaktion.

Herr Dr. med. Charlot Straßer, Zürich, Haedeliweg 18, als Herausgeber in den Verband unserer Zeitschrift eingetreten.

Verantwortl. Schriftl.: Dr. phil. Carl Furtmüller, Wien. — Verlag: Ernst Reinhardt München, Adelheidstraße 32. — Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.